
„Die katholischen Schulen, die immer versuchen, ihre erzieherische Aufgabe mit der ausdrücklichen Verkündigung des Evangeliums zu verbinden, stellen einen sehr wertvollen Beitrag zur Evangelisierung der Kultur dar, auch in den Ländern und in den Städten, wo eine ungünstige Situation uns anregt, unsere Kreativität einzusetzen, um die geeigneten Wege zu finden.“

Papst Franziskus

Inhaltsverzeichnis

Editorial	4
Festgottesdienst und Festakt zum 25jährigen Jubiläum der Schulstiftung am 9. Dezember 2013	
Predigt von Erzbischof <i>Dr. Robert Zollitsch</i>	8
Begrüßung Stiftungsdirektor <i>Dietfried Scherer</i>	18
Festvortrag „Kinder und Jugendliche sehen, verstehen und spiegeln“ (<i>Prof. Dr. J. Bauer</i>)	26
Innenansichten <i>Dr. Maria Jakobs</i> im Gespräch	38
Grußwort der Staatssekretärin <i>Marion von Wartenberg</i>	48
Schlusswort Generalvikar <i>Dr. Fridolin Keck</i>	56
25 Jahre Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg – eine Übersicht	60
WERTE SCHÄTZEN, Jubiläumstag der Schulstiftung am 24. Februar 2014	
Begrüßung (<i>D. Scherer</i>)	64
Dankbarkeit – Über die Freude des Gebens und Nehmens (<i>P. Mertes SJ</i>)	68
Kleine Rechenaufgabe (<i>W. Endres</i>)	74
Motivation kann man lernen! (<i>M. Brohm</i>)	76
Erziehungsirrtümer (<i>W. Endres</i>)	80
Zukunft 2050 (<i>U. Eberl</i>)	88
Abenteuer Mathematik (<i>M. Kramer</i>)	98
Profil Katholischer Schulen (<i>J. Leide</i>)	102
Lehrer als Schauspieler (<i>M. Plath</i>)	124
Schule als Resonanzraum (<i>H. Rosa</i>)	140
Gewaltfrei lernen (<i>S. Wanders</i>)	144
Resilienz: Fels statt Hamster (<i>S. Wellensiek</i>)	148
Jungen verstehen (<i>R. Winter</i>)	158
Was Kinder im Internet tun (<i>T. Wolff</i>)	162
Kleine Mittagsmusik	168
Schlussvortrag: Aggression und Friedenskompetenz aus Sicht der Hirnforschung – Pädagogik-Verlag (<i>J. Bauer</i>)	170
Segensgebet	180
Lass Blumen sprechen (<i>S. Langer</i>)	182
Schlusswort (<i>D. Scherer</i>)	184

Orte für Gebet und Stille – Kirchen, Kapellen, Meditationsräume an Stiftungsschulen

Die Hauskapelle des St. Paulusheims in Bruchsal (<i>B. Schott/O. Hiller</i>)	188
Die Kapelle der Heimschule St. Landolin Ettenheim (<i>M. Kühle/S. Reich</i>)	192

Aus den Schulen

Kochende Goldjungs – Koch-AG des Gymnasiums St. Paulusheim holt Goldmedaille (<i>V. Herberger</i>)	196
Heimschule Lender gewinnt den Deutschen Jugendorchesterpreis	200
Laudatio, (<i>Dorian Weißinger</i>)	204

Personalnachrichten

Wechsel in der Schriftleitung von FORUM Schulstiftung	206
Leitungswechsel Klosterschulen Unserer Lieben Frau Offenburg	207
Zum Tod von Weihbischof Wolfgang Kirchgässner	207

Fortbildungen

SMV-Arbeit und Demokratie – eine Fortbildung für die Schülersprecherinnen und Schülersprecher der Stiftungsschulen (<i>J. Jacobs</i>)	208
Hirntote Organspender – Entnehmen wir Lebenden Organe? Vierte Schülerakademie des Netzwerks BioEthik, (<i>Christoph Klüppel</i>)	212
Fortbildungen im ersten Halbjahr des Schuljahres 2014/15	215
Autorinnen und Autoren von FORUM Schulstiftung 60	218
Impressum	219

Editorial

Stiftungsdirektor Dietfried Scherer**Die Schulstiftung
wird 25**

Foto: Achim Käfflein

Ging es Ihnen auch so? Beim Blick auf das Titelbild mit der wunderbar geschmückten Bühne im großen Saal des Konzerthauses Freiburg werden sofort die Erinnerungen an den Jubiläumstag am 24. Februar 2014 lebendig. 25 Jahre Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg – 25 Jahre WERTe SCHÄTZEN war das Motto, unter dem wir diesen Tag miteinander gefeiert haben. Über 1.200 Frauen und Männer, die in unterschiedlichen Berufs- und Arbeitsfeldern an unseren Schulen und Internaten oder in der Stiftungsverwaltung tätig sind, konnten einen Tag der Begegnung, des frohen Miteinanders und wertvoller inhaltlicher Impulse erleben. Eine beeindruckende audiovisuelle Präsentation führte uns durch alle Einrichtungen der Schulstiftung und machte deutlich, wofür wir arbeiten: für die Kinder und Jugendlichen, denen wir verlässliche Wegbegleiter sein wollen.

Hochkarätige Referate, Nachdenkliches zur Dankbarkeit, wunderbare Musik und spirituell-geistlicher Impuls, vor allem aber die Offenheit und Bereitschaft der Teilnehmenden, sich auf diese Angebote und Begegnungsmöglichkeiten so engagiert einzulassen: all das machte gemeinsam mit der ansprechenden räumlichen Umgebung im Konzerthaus und St. Ursula-Gymnasium und der absolut perfekten Organisation diesen Tag zu einem einmaligen Erlebnis, in dem sich die Schulstiftung als große Gemeinschaft erfahren hat.

Wir haben eine sehr große Zahl von ausschließlich positiven Rückmeldungen zu diesem Jubiläumstag erhalten. Einige dieser Aussagen finden Sie als „Zitatschnipsel“ auf den Seiten dieser Ausgabe von FORUM-Schulstiftung wieder. Über die vielen aner kennenden Äußerungen freuen wir uns sehr und danken Ihnen dafür.

Damit dieser Jubiläumstag auch weiterhin Impulse in die Zukunft entfalten kann, kommentieren wir ihn mit allen Vorträgen in diesem Heft ebenso wie den Festgottesdienst im Freiburger Münster und den Festakt zum 25-jährigen Jubiläum am 09. Dezember 2013, an dem die Delegationen aller Schulen und Internate teilgenommen haben.

Lassen Sie also unser 25-jähriges Jubiläum in der Lektüre dieses FORUM-Schulstiftung nochmals auf sich wirken, damit all diese Impulse nachhaltig für die tägliche Arbeit, die vor uns liegt, fruchtbar werden können.

Ihr Dietfried Scherer







Predigt

Erzbischof Dr. Robert Zollitsch

anlässlich 25 Jahre Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg am 9. Dezember 2013

„Die Segel setzen – den Aufbruch wagen“

Werte Lehrerinnen und Lehrer, liebe Schülerinnen und Schüler, Schwestern und Brüder in der Gemeinschaft des Glaubens, man muss kein regelmäßiger Besucher unseres Freiburger Münsters sein, um festzustellen, dass heute etwas Ungewohntes und Unübliches im Altarraum unserer Kathedrale steht: ein großes Schiff mit einem eindrucksvollen Segel lenkt die Blicke auf sich. Wir kommen mit unseren Augen einfach nicht an ihm vorbei, es erweckt unsere Aufmerksamkeit. Wir haben dieses Schiff allerdings nicht in das Münster gebracht, damit da einfach mal „etwas Anderes“ steht oder lediglich um den Chorraum zu bereichern. Das Schiff sagt vor allem etwas über das aus, was wir heute feiern. Wir sind heute Morgen hier zusammen, um gemeinsam auf 25 Jahre Schulstiftung unserer Erzdiözese zurück zu blicken und Gott zu danken für die vergangenen Jahre; ihn um seinen Segen für die kommende Zeit zu bitten. Und von allen Schulen, die zu unserer Schulstiftung gehören, sind die Segel dieses Schiffes in besonderer Weise gestaltet und miteinander verbunden worden. Heute können wir sehen, wie bunt und vielfältig unsere katholischen Schulen in der Erzdiözese Freiburg sind, wie viel Kreativität und Lebendigkeit von jeder einzelnen Schule ausgeht! Zugleich erkennen wir auch: jeder einzelne Beitrag einer Schule wird dann gewichtig und eindrucksvoll, wenn alle Einzelteile miteinander verbunden sind. So entsteht ein Segel, das den Wind aufnehmen und das auch dann wirkungsvoll eingesetzt werden kann. Dies macht unsere Gemeinschaft deutlich, die nicht nur die verschiedenen Schulen unserer Schulstiftung miteinander verbindet, sondern auch untereinander in den Schulen und den Klassen gelebt wird. Und doch: Gemeinschaft allein ist es noch nicht, was ein solches Segel seine Funktion wahrnehmen lässt. Es ist ja nicht dafür da, dass es bestaunt wird und wegen seiner Schönheit die Menschen in Bann zieht. Ein Segel will gesetzt werden, um den Wind

Kurs in Richtung Jubiläum – 25 Jahre Schulstiftung galt es zu feiern. Und so waren im Münster ein echtes Holzboot mit allen Logos der Stiftungsschulen zu sehen, und viele bunte Papierschiiffchen als Wegweiser in Richtung Altar.





Erzbischof Dr. Robert Zollitsch:

Es gilt, die Winde auszunutzen, die das Schiff antreiben sollen.

Das kann ein Segler allerdings nur, wenn er auch weiß, wohin er will, wo sein Ziel liegt. In einem Sprichwort heißt es:

„Wer nicht weiß, wohin er will, für den ist jeder Wind der falsche.“

aufzunehmen, der das Schiff in Fahrt bringt. Und dabei ist es entscheidend, die richtige Position zu finden. Es gilt, die Winde auszunutzen, die das Schiff antreiben sollen. Das kann ein Segler allerdings nur, wenn er auch weiß, wohin er will, wo sein Ziel liegt. In einem Sprichwort heißt es: „Wer nicht weiß, wohin er will, für den ist jeder Wind der falsche.“ Ja, die Schulen der Schulstiftung wollen Orientierung geben. Sie wollen dafür sensibel machen, wonach wir uns ausrichten. Das ist nicht einfach in einer Zeit, die für viele Menschen unübersichtlich geworden ist, in der das Spezialistentum immer weiter um sich greift und der Blick für das Ganze schwieriger wird. Gerade deshalb ist dies umso wertvoller und wichtiger. Es ist eben nicht egal, was unser Leben trägt, nach welchem Kompass wir uns ausrichten.

Der christliche Glauben, der uns Nächstenliebe lehrt, uns auffordert für Gerechtigkeit einzutreten und das Leben zu schützen, ist nicht nur eine Basis für das persönliche Leben von Euch, liebe Schülerinnen und Schüler. Es ist auch für unseren Staat entscheidend, dass all diese Werte, die er selbst nicht garantieren kann, lebendig sind und weiter gegeben werden. Denn auch wenn in unserer Zeit von mancher Seite immer wieder der gegenteilige Eindruck erweckt wird: Es ist sehr wohl möglich, sich dem Guten zuzuwenden, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden – wie es uns die Lesung aus dem Buch Genesis

vor Augen führt. Es ist unsere Aufgabe als Kirche, dazu das Gewissen je persönlich zu bilden und damit für unsere Gesellschaft den Beitrag zu leisten, den sie so notwendig braucht. In unseren Schulen geschieht in diesem Sinne vieles, weil wir Bildung nicht nur als ein Erlernen eines Lernstoffs ansehen, sondern genauso in die Bildung der Herzen investieren. Das geht nicht ohne eigene Orientierung, ohne eine Verortung, für die wir uns selbst entscheiden und die wir leben. Das braucht Zeugen, die dafür einstehen und sich einbringen. Und da bin ich Ihnen, liebe Lehrerinnen und Lehrer, liebe Verantwortliche in der Schulstiftung dankbar, dass Sie in den vergangenen 25 Jahren so aktiv daran gearbeitet haben, dass Sie sich mit Engagement und Freude für unseren christlichen Glauben eingebracht und wertvolle Orientierung für das Leben gegeben haben. In diesem Sinne dürfen wir in der Tat 25 Jahre wert schätzen, weil in diesem Zeitraum in unseren Schulen die christlichen Werte geschätzt worden sind und bis zum heutigen Tag jungen Menschen Orientierung für das Heranbilden dieser Werte finden.

Und das, liebe Schwestern und Brüder, verbindet das Jubiläum unserer Schulstiftung mit dem anderen Fest, das wir heute in der Kirche feiern: dem Hochfest der ohne Erbsünde empfangenen Gottesmutter Maria. Sie ist die Frau, die sich ganz an dem orientiert hat, was Gott ihr vorgegeben hat. Wer sich an ihr orientiert, der findet heraus, was es für einen jeden und eine jede heißt, den Willen Gottes zu leben und den Alltag entsprechend zu gestalten. Wer gemeinsam mit Maria durch das Leben geht, der erkennt, was es bedeutet: „Für Gott ist nichts unmöglich.“ (Lk 1,37) Maria leitet uns an, dem Wirken Gottes in unserer Welt zu trauen; wie sie dürfen wir uns getragen und gehalten wissen – auch im größten Sturm. Wir kennen den Bericht aus dem Evangelium, wie Jesus sich mit den Jüngern im Boot befindet, das von Wellen hin und her geworfen wird. Wie die Jünger es mit der Angst zu tun bekommen und erleben müssen, dass Jesus schläft. Wie sie ihn wecken und er dem Wind und den Wellen Einhalt gebietet. Mit Maria verbunden zu sein, heißt, zu wissen, dass Gott auch dann einen Weg für uns bereit hat, wenn wir den Überblick verlieren. Dass wir Vertrauen in die Wirkmacht Gottes haben dürfen, die größer ist als unser Vorstellungsvermögen. Dies heißt, darum zu wissen, dass Gott immer noch eine Möglichkeit hat, auch wenn wir sie nicht mehr sehen oder jemand anderem absprechen. Ja, das lässt uns auch im Sturm bestehen und bei Gegenwind nicht umknicken. Das gibt den Mut, nach vorne zu schauen und bereit zu sein, die eigene Berufung

zu leben. So wie es Maria gewagt hat, dieses scheinbar so unbedeutende Mädchen aus Nazareth. So herausfordernd und erstaunlich es auch klingt: Gott hat mit jedem Menschen einen Plan. Diesen zu entdecken und zu leben, ist unsere Aufgabe. Dazu will uns unser Glaube befähigen und stark machen. In diesem Sinne ist Maria so etwas wie eine Schutzpatronin für alle, die in der Erziehung und der Bildung des ganzen Menschen tätig sind. Sie gibt uns den Mut, das Große zu wagen und lässt uns zugleich ganz auf die Macht und Größe Gottes setzen.

Maria wird dabei – bildlich gesprochen – selbst zum Schiff, das uns trägt und uns auf unserem Weg zu Gott hin führt. Das bekannte Adventslied „Es kommt ein Schiff geladen“ ist im Blick auf sie verfasst. In typisch mittelalterlicher Allegorie wird die schwangere Mutter Maria mit einem beladenen einlaufenden Schiff verglichen, das Jesus Christus zu uns Menschen bringt. „Das Schiff geht still im Triebe, es trägt ein teure Last“ – es ist nicht der laute Weg, den Maria geht; sie braucht die Aufmerksamkeit nicht. Die teure Last, die sie trägt, ist ihr Sohn Jesus Christus. Sie trägt sie ohne großes Aufsehen. Sie braucht dazu etwas Anderes: „Das Segel ist die Liebe, der Heilige Geist der Mast.“ Die Liebe, die sie zu Gott und den Menschen empfindet, lässt sie den richtigen Wind, ja der Rückenwind für ihr Leben finden. Gehalten und getragen ist sie vom Heiligen Geist. In ihm kann sie sich festmachen.

Und darin, liebe Schwestern, liebe Brüder, ist Maria mit unserem heutigen Jubiläum eng verbunden. Könnte es eine bessere Grundlage für die Schulpastoral für das Miteinander in unseren Schulen geben, als die hier besungene Grundlage? Die Liebe, ohne die menschliches Leben nicht tief und echt werden kann, die wir brauchen, wenn wir die Herzen der Menschen erreichen wollen – sie ist die Grundlage jeder Erziehung, die stets auch Beziehung ist und nicht nur Wissen vermitteln will. Eine Liebe allerdings, die nicht zuerst an sich denkt, sondern immer auch das Beste für den Anderen will. Die frei macht und frei gibt – eine Liebe, wie sie letztlich Gott uns schenkt. Und die deshalb als Mast den Heiligen Geist braucht, der für diese Aufgabe Halt und Kraft schenkt, uns seine

Der Erzbischof in Konzelebration mit Priestern und Diakonen aus den Stiftungsschulen, dem Stiftungsvorstand und dem Stiftungsrat

Dynamik gibt und die Bereitschaft zum Einsatz fördert. Vom Masten her festgemacht in Gott, durch das Segel ausgebreitet auf die Menschen hin und ihnen zugewandt. Das ist unsere Aufgabe als Christen; das gilt gerade in der Begleitung junger Menschen. Auf diese Weise bringen auch wir in unserer Zeit durch unser Tun Jesus Christus in unsere Welt, kann das Wort Fleisch werden – ist uns der Sohn gesandt. Das ist mehr als ein Lied. Es ist eine Grundhaltung, die uns Maria vorlebt und die wir von ihr übernehmen dürfen, die uns dazu hilft, dass unser eigenes Schiff voran kommt und sein Ziel findet.

An ein Drittes, liebe Schwestern, liebe Brüder, erinnert mich dieses Symbol, das wir hier in unserem Münster aufgebaut haben. Es lässt uns nach dem Sinn eines solchen Schiffes fragen. Brauchen wir das überhaupt? Hier mitten an Land, wo weit und breit kein Meer, ja nicht einmal ein Fluss zu sehen ist? Es ist im übertragenen Sinn die Frage: Brauchen wir denn als katholische Kirche überhaupt Schulen, oder würde es nicht viel mehr ausreichen uns auf den Binnenraum zurück zu ziehen, Gottesdienste zu feiern und Katechese zu halten, uns den Bedürftigen zuzuwenden? Doch wie viel würde uns verloren gehen,



wenn wir uns nicht mehr hinaus wagen würden, auch auf die stürmische See! Wenn wir nur noch im Hafen blieben und nicht mehr die Weite des Meeres erkunden würden! Wir haben es in der Lesung des Apostels Paulus an die Epheser gehört: „Wir sind zum Lob seiner, [Gottes] Herrlichkeit bestimmt.“ (Eph 1,12) Dazu müssen wir aber nach außen gehen. Das können wir unmöglich allein in den eigenen vier Wänden tun. Deshalb ist es für uns als Kirche so wichtig, mit jungen Menschen in Kontakt zu sein, ihre Lebenswirklichkeit kennen zu lernen. Wenn wir dem Auftrag Jesu Christi entsprechen wollen, um das Evangelium der ganzen Welt zu verkünden, dann können wir nicht anders, dann müssen wir Schiffe bauen. Dazu zählen unsere katholischen Schulen, die junge Menschen befähigen, aufzubrechen, nach außen zu gehen und dabei auch manches zu wagen. Im Hafen sind Schiffe sicher. Aber für den Hafen werden sie nicht gebaut. Ihre Bestimmung ist es, aufzubrechen und in See zu stechen. Wenn wir unseren Glauben aktiv verkünden und einladend leben wollen, dann geht das ebenfalls nur, indem wir den Mut haben, uns aufzumachen und den sicheren Hafen unseres Binnenraums hinter uns zu lassen. Das gilt für jeden und jede Einzelne von uns, egal ob jung oder alt. Das gilt in gleicher Weise für unsere gesamte Kirche und für die Schulen in unserer Schulstiftung.

Wenn wir aufbrechen und auf See hinausfahren, dürfen wir gewiss sein, dass wir nicht allein sind. Dann dürfen wir zuversichtlich mit der Begleitung Gottes rechnen. Dies erinnert uns an die Jünger, die nachts keinen Fisch gefangen hatten und am nächsten Tag traurig ihre Netze richten. Da kommt Jesus zu ihnen und fordert sie dazu auf, nochmals hinaus zu fahren – auch wenn dies tagsüber kaum Aussicht auf Erfolg hat und der letzte Versuch nichts gebracht hatte. Aber auf sein Wort hin, fahren sie nochmals hinaus und trauen ihren Augen kaum: So voll waren die Netze, dass sie zu reißen drohten.

Auf sein Wort hin, dürfen wir uns hinauswagen und dorthin trauen, wo wir meinen, dass unsere eigenen Kräfte zu schwach, unsere Fähigkeiten zu gering sind. Die Gottesmutter Maria darf uns daran erinnern, dass dabei nicht allein unsere Fähigkeiten und Talente gefragt sind, sondern dass das Mitgehen Gottes entscheidend ist. Für ihn ist nichts unmöglich – das gilt auch in unseren Tagen; diese Zusage meint auch uns. Dann sind wir mit gemeint, wenn wir singen: „Das Schiff geht still im Triebe, es trägt ein teure Last. Das Segel ist die Liebe, der Heilige Geist der Mast.“







Begrüßung | **Dietfried Scherer**

Über Stiftungsgründer, Förderer und Unterstützer

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Festgäste, ich darf Sie alle sehr herzlich begrüßen und danke Ihnen, dass Sie unserer Einladung zum 25-jährigen Jubiläum der Schulstiftung so zahlreich gefolgt sind. Die allermeisten von Ihnen sind festakterfahrene und sattelfeste in Fragen des Protokolls. Trotzdem oder deswegen wage ich heute eine Abweichung in der Reihenfolge und begrüße Euch liebe Schülerinnen und Schüler aus allen Stiftungsschulen als erste. Ihr seid der Grund, dass wir heute hier zusammen kommen. Um der Schülerinnen und Schüler wegen wurde die Schulstiftung am 15. Dezember 1988 hier in diesem Haus gegründet. Ihr Schülerinnen und Schüler steht im Mittelpunkt der täglichen Arbeit an den Schulen! Herzlich willkommen!

Eine Stiftung gründet sich nicht selbst, sondern verdankt sich einem Stifter. So grüßen wir Sie Herr Erzbischof ganz besonders und danken Ihnen für Ihre Impulse, die Sie uns in der Predigt des festlichen Gottesdienstes mitgegeben haben, den wir soeben gemeinsam feiern durften.

Ihr Amtsvorgänger Erzbischof Dr. Oskar Saier hat die Schulstiftung gegründet. Sie selbst haben der Bildungs- und Erziehungsarbeit an den katholischen Schulen als Erzbischof immer einen hohen Stellenwert eingeräumt, so dass sich die Stiftung auch heute großer diözesaner Unterstützung sicher weiß.

Auf diesem Hintergrund konnten auch die guten Wünsche der Gründungsfeier in Erfüllung gehen: die Schulstiftung ist zu ansehnlicher Größe gewachsen und ist lebender Beweis für das Wort von Erzbischof Oskar Saier: Zeiten mögen sich ändern – eine Stiftung bleibt.

Als staatlich anerkannte Ersatzschulen nehmen die Stiftungsschulen einen wichtigen öffentlichen Auftrag im Land Baden-Württemberg wahr. Der damalige Kultusminister hat der Schulstiftung bei der Gründungsfeier 1988 die öffentliche Rechtsfähigkeit verliehen. Vom ersten Tag bis heute gibt es eine konstruktive Zusammenarbeit mit dem Land Baden-Württemberg. So freue ich mich sehr, Sie Frau Staatssekretärin von Wartenberg in Vertretung von Herrn Ministerpräsident Kretschmann, der wegen einer Delegationsreise heute nicht hier sein kann, in unserer Mitte zu begrüßen.

Auch wenn wir zur Zeit sehr schwierige Themen miteinander zu behandeln haben, eint uns die gemeinsame Verantwortung für die Kinder und Jugendlichen unseres Landes. Wir sind dankbar, dass über die Bestandsregelung eine unmittelbare Existenzbedrohung unserer Schulen durch die neu zu erhebende Versorgungsabgabe für beurlaubte Landesbeamte abgewendet werden konnte.

Nun zählen wir sehr darauf, dass die Landesregierung ihre Zusage aus dem Koalitionsvertrag umsetzt und die Zuschüsse bis zum Ende der Legislaturperiode auf 80 % der Kosten eines staatlichen Schülers erhöht. Wir brauchen diese Erhöhung, um weiter unsere Arbeit leisten zu können. In Ihrem Kommen, Frau Staatssekretärin, sehen wir auch ein Zeichen des Interesses und der Wertschätzung für die Arbeit unserer Schulen und danken Ihnen dafür.

Wir feiern ein Jubiläum – und so möchte ich ganz besonders die begrüßen, die als Handelnde der ersten Stunde wesentlich den Aufbau der Schulstiftung gestaltet haben.

Ein ganz besonderer Gruß gilt Ihnen Herr Dr. Weisbrod als meinem Amtsvorgänger und Gründungsdirektor der Schulstiftung. Sie haben über 11 Jahre die Geschicke der Schulstiftung gestaltet, zusammen mit den damaligen Vorstands- und Stiftungsratsmitgliedern, an ihrer Spitze der ehemalige Generalvikar Herr Dr. Bechtold und als Jurist und Finanzverantwortlicher Herr Dr. Jurina.

Wir schauen auch besonders auf Sie, die Sie als Ordensobere in den Jahren 1988-2001 Ihre Schulen der Schulstiftung anvertraut und so den Bestand dieser Schulen langfristig gesichert haben. Ein herzliches Willkommen auch den Schulleiterpensionärinnen und -pensionären.

Vieles hat sich verändert seit der Gründung der Schulstiftung: seit diesem Schuljahr ist leider kein Ordensmitglied mehr in einer Schulleitung tätig. Dafür werden die Leitungspositionen je zur Hälfte von Frauen und zur Hälfte von Männern eingenommen, ein Verhältnis, von dem staatliche Schulen noch weit entfernt sind. Nicht verändert hat sich, dass wir auch bei unseren Feiern musikalische Selbstversorger sind – und so danke ich den Musikern vom St. Ursula-Gymnasium ganz herzlich ebenso dem Projektchor und -orchester



im Gottesdienst und allen, die in Vorbereitung und Durchführung engagiert waren – wir werden ja noch mehr genießen dürfen!

Bei anderen Genüssen hat sich auch etwas geändert: die Verpflegung bei der Gründung der Schulstiftung kam von der Frauenberuflichen Schule St. Ursula in der Hildastraße und für die insgesamt nötigen 20 l Kaffee mussten wir hier im CB jeweils 8 DM pro Liter bezahlen. So günstig werden wir heute nicht wegkommen – aber das sind Sie uns wert! Ebenso herzlich willkommen heiße ich alle Vorstands- und Stiftungsratsmitglieder, die heute die Verantwortung für die Schulstiftung tragen, insbesondere den Vorsitzenden des Stiftungsrates, Herrn Generalvikar Dr. Keck. Ihnen danke ich sehr für das immer vertrauensvolle Zusammenwirken.

Eine enge Zusammenarbeit pflegen die Schulen der Schulstiftung mit der jeweiligen staatlichen Schulverwaltung.

So freut mich ganz besonders, dass sich die Vertreter der Regierungspräsidien, an ihrer Spitze Frau Schulpräsidentin Dr. Pacher und Herr Schulpräsident Prof. Dr. Schnatterbeck zusammen mit Vertretern der Staatlichen Schulämter und der Staatlichen Seminare für Didaktik und Lehrerbildung heute mit uns freuen.

Dass die Verbindung zur Schulstiftung eine Pensionierung überdauern kann, beweist eindrucksvoll die Anwesenheit der früheren Oberschulamtspräsidenten Dr. Hirsch und Frau Stürmlinger, die als Lehrerin, Schulleiterin, Schulpräsidentin und Stiftungsrätin in wechselnden Rollen mit der Schulstiftung verbunden war und ist.

Eine besondere Zusammenarbeit verbindet uns mit dem Landesinstitut für Schulentwicklung, an dessen Spitze ich Frau Prof. Bacher herzlich begrüße. Dasselbe gilt für die Katholische Akademie mit Herrn Direktor Herkert und für das Geistliche Zentrum St. Peter mit seinem Direktor Dr. Zahlauer sowie für die hilfreiche Zusammenarbeit mit den verschiedenen Abteilungen des Erzbischöflichen Ordinariats.

Die Finanzmittel des Landes decken an unseren Schulen zur Zeit maximal 77,6 %, der Kosten. Von ihrem Selbstverständnis her sollen die Schulen der Schulstiftung allen, unabhängig von ihren Besitzverhältnissen, offen stehen. Deswegen sind neben einem sozial verträglichen Schulgeld erhebliche Kirchensteuermittel notwendig, um unsere Schulen zu betreiben. Wir sind dankbar, dass die Wichtigkeit dieser Bildungsarbeit auch in der Kirchensteuervertretung unbestritten ist und begrüßen ganz herzlich die Präsidentin der Kirchensteuervertretung Frau Prof. Bernards.

Auf lokaler Ebene unterstützen uns die Fördervereine der Schulen; dankend heiße ich die Vertreter dieser für unsere Schulen wichtigen Einrichtungen willkommen. Konkret braucht es für diese Arbeit an den unterschiedlichen Orten Schulen, Gebäude und Räume, vor allem aber Personen. Ich begrüße aus allen unseren Schulen die Eltern, die uns das Wichtigste, was sie haben, nämlich ihre Kinder, anvertrauen. Ich begrüße alle Schulleiterinnen und Schulleiter, ihre Stellvertretungen, die Lehrerinnen und Lehrer ebenso wie alle weiteren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Internatsleiterinnen mit den Erzieherinnen und Erzieher, unsere Mitarbeitervertretung, die Schulseelsorger und die Verantwortlichen von IN VIA für die Sozialpädagogischen Beratungsstellen unserer Schulen. Alle 1.300 Beschäftigte der Schulstiftung konnten wir heute nicht einladen. Wir werden aber im Februar einen großen Stiftungstag mit einer Fülle von inhaltlichen Angeboten von hochkarätigen Referenten begehen – und dazu dann alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter begrüßen.

Die Schulstiftung steht in vielfältiger Beziehung zu ihrem staatlichen Umfeld. In Freiburg betreibt die Schulstiftung das größte Gymnasium der Stadt. So begrüße ich herzlich den Geschäftsführenden Schulleiter Herrn Oberstudiendirektor Behrens.

Als einer der größten freien Schulträger allgemein und ebenso einer der größten Schulträger im katholischen Bereich pflegt die Schulstiftung auch überdiözesan die Zusammenarbeit mit dem Katholischen Büro Stuttgart, dessen Leiter Herr Dr. Neudecker ich herzlich begrüße, ebenso wie Herrn Büchler als Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft freier Schulen in Baden-Württemberg.

Ein wesentlicher Grund dafür, dass durch die Schulstiftung die seinerzeitigen Diözesanschulen und Ordensschulen langfristig in ihrer Existenz gesichert werden konnten, liegt in den Synergieeffekten begründet, die durch eine schlanke und hoch engagierte Stiftungsverwaltung möglich gemacht wird. Allen, die in der Stiftungsverwaltung, Fortbildung, Fremdevaluation und in der Zeitschrift FORUM-Schulstiftung in diesen 25 Jahren Verantwortung tragen und getragen haben, ein herzliches Willkommen!

Ein herzlicher Willkommensgruß gilt auch Frau Dr. Jakobs und ihren Gesprächspartnern, die uns nachher einige Innen-Ansichten aus den Stiftungsschulen vermitteln werden. Die Außenansichten sehen Sie ja hier im Saal!

Ein Ergebnis unserer gemeinsamen Arbeit dürfen wir Ihnen heute mitgeben: wenn Sie nach geistlicher, geistiger und kulinarischer Erbauung das Haus verlassen, vergessen Sie nicht die Jubiläumsausgabe von FORUM-Schulstiftung mitzunehmen.

Mit dem 59. Heft von FORUM-Schulstiftung, dieser über die Diözese hinaus geschätzten Zeitschrift, können Sie die Außen- und Innenansichten ergänzen und den heutigen Tag nachklingen lassen.

Freundliche Schülerinnen halten es für Sie am Ausgang bereit.

Willkommen heiße ich auch alle Vertreter der Medien, die nicht nur heute dafür sorgen, dass Bildung und Erziehung ein wichtiges öffentlich wahrgenommenes Thema bleiben. Es ist mir leider unmöglich, all die einzeln zu benennen, mit denen wir zusammenarbeiten. So heiße ich Sie alle und jeden Einzelnen ganz herzlich willkommen! Sie alle stehen zur Schulstiftung in einer besonderen Beziehung. Ich möchte die Gelegenheit nutzen, Ihnen ein herzliches Dankeschön für all das zu sagen, was Sie an Ihrer Stelle zur Arbeit der Schulstiftung beitragen.

Er ist einer der 500 einflussreichsten Intellektuellen in der Bundesrepublik Deutschland. Er ist als Neurobiologe, Arzt und Psychotherapeut ein profilierter Vertreter des Universitätsklinikums Freiburg und einer der bekanntesten Hirnforscher Deutschlands.

Die Ankündigung seiner Vorträge finden Sie in Freiburg ebenso wie im Straßenbild Berlins. Ich freue mich sehr, dass Sie, Herr Prof. Dr. Joachim Bauer, uns ohne Zögern für diesen Festvortrag zugesagt haben.

Sie kennen die Schulstiftung etwas näher, da Sie schon verschiedentlich Untersuchungen auch an unseren Schulen gemacht haben, vor allem aber, weil Sie hoch interessiert an allen Fragen von Bildung, Erziehung und deren Vermittlung sind und uns schon an einzelnen Schulen wertvolle Impulse in Vortrag und Diskussion gegeben haben. Dass wir zur Zeit im Rahmen eines Ihnen zugesprochenen Sonderforschungsbereichs mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft zum Thema *Achtsamkeit und Muße* zusammenarbeiten, zeigt die ganzheitliche Qualitätsebene dieser Arbeit eindrucksvoll auf.

Beim 10-jährigen Jubiläum der Schulstiftung haben wir unseren Auftrag theologisch und religionspädagogisch reflektiert. Eine solche Selbstvergewisserung ist unverzichtbar. Ebenso wichtig ist aber auch der Blick über die eigene Profession hinaus, um zu einem tieferen Verständnis unseres Auftrags zu kommen. Wir freuen uns, dass wir heute Gelegenheit haben, aus der Perspektive der Medizin, genauer der Neurobiologie und Hirnforschung noch einmal einen ganz anderen Blick auf unsere Arbeit zu werfen und unser Tun zu reflektieren. Ich darf Sie bitten, Ihre Überlegungen mit uns zu teilen.

Seite 24 / 25: v.l.n.r.
Erzbischof Dr. Zollitsch, Staatssekretärin Marion von Wartenberg,
Generalvikar Dr. Fridolin Keck, Stiftungsdirektor Dietfried Scherer,
Prof. Dr. Joachim Bauer





Festvortrag | **Joachim Bauer**

Kinder und Jugendliche sehen, verstehen und spiegeln: Der pädagogische Auftrag zwischen Empathie und Führung

In unserer Zeit in unseren Breiten aufzuwachsen und sich zunächst als Kind, und dann als Jugendliche oder Jugendlicher gut zu entwickeln, ist auch heute keine einfache Sache. Es ist jedenfalls alles andere als ein sich von selbst vollziehender, ein von alleine gelingender Prozess. Ohne jede Frage haben wir heute bei uns, wenn auch leider nur in einigen relativ wohlhabenden und relativ sozialen Staaten wie dem unseren, eine Situation, die das materielle und moralische Elend hinter sich gelassen hat, dem Kinder über viele Jahrhunderte, bis weit ins letzte Jahrhundert hinein unterworfen waren. Doch die Herausforderung, erwachsen zu werden, kann, wie wir täglich sehen, auch im materiellen Wohlstand gründlich misslingen. Ich möchte heute etwas zu den Voraussetzungen sagen, von denen es - soweit wir es derzeit aus Sicht der Hirnforschung beurteilen können - abhängt, ob Kinder und Jugendliche sich gut entwickeln, ob sie heranwachsen können zu freien und klugen Menschen, zu sozial, gerecht und verantwortlich handelnden Erwachsenen.

An einem Tag, an dem wir nicht nur das 25-jährige Bestehen der Schulstiftung und ihrer herausragenden Schulen feiern, sondern auch den pädagogischen Geist reflektieren wollen, der diese Einrichtungen trägt und den sie ihrerseits weitertragen – passt es an einem solchen Tag, wenn ausgerechnet ein Mediziner und Hirnforscher – und nicht ein Theologe, Philosoph oder Erziehungswissenschaftler – die Festrede hält? Sie werden vielleicht erstaunt sein, aber was mich an der Hirnforschung der letzten Jahre besonders fasziniert hat, das war nicht die – ohne Frage notwendige – analytische Zerlegung des Gehirns in seine Teile oder Module, es war nicht das Faszinosum dessen, was eine Nervenzelle oder die ihn ihr sitzenden Gene leisten können. Keine Frage, dies alles war und ist interessant, und ich habe auf diesen Feldern selbst jahrelang ja auch mit großer Freude geforscht.

Nein, das wirklich Faszinierende der modernen Hirnforschung war und ist für mich, dass wir in den letzten Jahren erstmals dabei sind zu erkennen, dass der menschliche Körper – von den Genen über die Nervenzelle bis zum Gehirn als Ganzem – keine nach ausschließlich eigenen Vorgaben, sozusagen autistisch vor sich hin arbeitende Maschinerie ist. Vielmehr zeigte sich, dass der gesamte menschliche Organismus ein mit seiner sozialen Umwelt aufs Engste verbundenes System ist. Es beginnt bei den Genen: Sie sind Kooperatoren und Kommunikatoren. Sie reagieren sogar, wie inzwischen vielfach experi-

mentell gezeigt werden konnte, auf soziale Erfahrungen – eine Erkenntnis, die im vollständigen Gegensatz zum bizarren neodarwinistischen Phantasma angeblich „egoistischer“ Gene steht. Mehr als jedes andere biologische System hat sich das menschliche Gehirn als ein auf soziale Interaktionen ausgerichtetes, ja mehr noch: als ein auf gute soziale Erfahrungen angewiesenes Organ erwiesen, ein Umstand, der in der modernen Hirnforschung den Begriff des „social brain“ entstehen ließ. Dies lässt Sie nun vielleicht auch verstehen, warum die Gastgeber des heutigen Tages die Idee hatten, ausgerechnet mich hier sprechen zu lassen, eine große Ehre übrigens, für die ich mich ausdrücklich bedanke. Es ist nicht nur jener Teil des menschlichen Körpers, den wir das Gehirn nennen, der auf gute soziale Erfahrungen angewiesen ist. Da wir am heutigen Tag den thematischen Fokus aber auf die Schulen, und damit auf Erziehung und Bildung gerichtet haben, und da dem Gehirn dafür bekanntlich eine besondere Bedeutung zukommt, möchte ich mich nachfolgend vor allem auf das konzentrieren, was wir über die Auswirkungen sozialer Erfahrungen auf das Gehirn wissen, und damit auch auf die seelischen und geistigen Funktionen, die es unterstützt. Die Potentiale, die ein Kind in der Schule entfalten kann, entwickeln sich, das wurde in unserem Land leider erst sehr spät erkannt, nicht erst beim Schuleintritt. Dass bereits die Erfahrungen der ersten sechs Lebensjahre im Gehirn des Kindes neurobiologische Spuren hinterlassen, bedeutet allerdings überhaupt nicht, dass wir Kinder bereits in den ersten Lebensjahren irgendeiner Art von Lernstress aussetzen sollten. Dieser Irrtum ist zwar recht verbreitet, hätte aber, falls wir einer solchen Vorstellung folgen würden, keine klugen, sondern psychisch kranke Kinder zur Folge.

Die neurobiologischen Systeme des Kindes brauchen in den ersten Lebensjahren vor allem eines: ein liebendes, schützendes, einführendes und auf das Kind individuell reagierendes Gegenüber. Ein solches Gegenüber ist nicht nur die Voraussetzung dafür, dass das Kind ein Selbstgefühl, also ein Selbst bilden kann, sondern auch dass es sich

Mehr als jedes andere biologische System hat sich das menschliche Gehirn als ein auf soziale Interaktionen ausgerichtetes, sowie als ein auf gute soziale Erfahrungen angewiesenes Organ erwiesen.

angenommen fühlen und Vertrauen in die Welt entwickeln kann. Noch mehr als für den Erwachsenen gilt auch hier, leicht abgewandelt, ein Wort von Martin Buber: Erst am Du wird das Kleinkind zum Ich. Bildschirme können dem Kleinkind, auch wenn angeblich kindergerechte Sendungen aus ihnen herausflimmern, ein solches Du nicht ersetzen. Im Gegenteil, sie begünstigen beim Kleinkind, wie Untersuchungen zeigen, die spätere Entwicklung eines Aufmerksamkeits-Defizit- und Hyperaktivitäts-Syndroms. „Was dann?“, werden manche fragen, für die der Bildschirm bereits zum unersetzlichen Copiloten der Erziehung geworden ist. Von zentraler Bedeutung ist, auch aus neurobiologischer Sicht, das kindliche Spiel mit realen Spielsachen, die man anfassen, aufstellen und zu Figuren machen kann. Es ermöglicht dem Kleinkind die spielerische Übernahme unterschiedlicher

Bildschirme können dem Kleinkind, auch wenn angeblich kindergerechte Sendungen aus ihnen herausflimmern, ein solches Du nicht ersetzen. Im Gegenteil, sie begünstigen beim Kleinkind, wie Untersuchungen zeigen, die spätere Entwicklung eines Aufmerksamkeits-Defizit- und Hyperaktivitäts-Syndroms.

Rollen und trainiert so nicht nur seine Vorstellungskraft und Phantasie, sondern auch seine Fähigkeit zum Perspektivwechsel und damit auch seine Empathie. Die Frage, wer die Aufgabe, dem Kind ein Gegenüber zu sein, übernehmen soll, ist heute glücklicher Weise nicht mehr Gegenstand ideologischer Diskussionen. Die besten Besetzungen für die Rolle des liebenden, einführenden Gegenübers, von dem ich sprach, sind im

ersten Lebensjahr ohne Frage die Eltern. Dies gilt sicher auch noch für eine gewisse Zeit danach, was aber nur dann Sinn macht, wenn Eltern das auch selbst als ihre Aufgabe ansehen und daran möglichst auch Freude haben. Ich sehe keinen Sinn darin, Eltern, die ihre Kinder bereits nach dem ersten Lebensjahr in eine Kita geben wollen, einem Vorwurf auszusetzen oder zu diskreditieren. Andererseits sollten wir, wenn ein Elternteil Freude daran hat, das Kind auch über das erste Lebensjahr hinaus persönlich zu betreuen, solchen Eltern diese Freude nicht nehmen und auch sie nicht unter Anklage stellen.

Wofür wir aber alle unbedingte Sorge tragen sollten, ist die Sicherstellung einer guten Qualität der Kindertagesstätten. Dies betrifft zum einen die Qualifizierung der hier tätigen



Sieht die Schulen der Schulstiftung auf einem guten Weg – Professor Dr. Joachim Bauer

Kindheits-Pädagoginnen, zum anderen betrifft es den Betreuungsschlüssel, der bei den Aller kleinsten das Verhältnis von 1:3 nicht unterschreiten sollte.

Anregungsreiche Umwelten, die dem Kind Möglichkeiten zur aktiven Selbsterprobung bieten, sind für die Entwicklung des Gehirns über die gesamte Kindheit hinweg entscheidend. „Use it or lose it“: diese Regel gibt wieder, was eine durch Forschungen inzwischen sicher belegte Tatsache ist: Anregungsreiche Umwelten aktivieren die Gene von Nervenwachstumsfaktoren, sie fördern das Nervenzellwachstum und führen zu einer Verdichtung von Nervenzellverbindungen in der Hirnrinde. Die Annahme, das Bildungsschicksal von Kindern entscheide sich an einer erblich mitgegebenen, alles weitere determinierenden Ausstattung mit angeblich „guten“ oder „weniger guten“ Genen, ist – von seltenen Erbdefekten abgesehen – eine völlig überholte Sichtweise. Das Bildungsschicksal der großen Mehrheit aller Kinder entscheidet sich daran, ob ihre neurobiologischen Potentiale durch ihr Umfeld abgerufen werden, und das heißt, ob sie – beginnend in den ersten, vorschulischen Lebensjahren – emotional, sprachlich und sozial gefördert werden oder ob sie vernachlässigt, vor dem Bildschirm abgelegt oder gar traumatisiert wurden. Zu den faszinierendsten Aspekten der Hirnforschung der letzten Jahre gehörte die Entdeckung von Nervenzell-Systemen, die es dem Menschen nicht nur ermöglichen, sich in das zu einzufühlen, was andere fühlen, sondern auch Ausstrahlung zu erzeugen, was heißt, umgekehrt auch andere mit dem anstecken zu können, was ich selbst fühle. Dieses Nervenzell-System bietet Pädagogen weit reichende, oft aber nicht ausgeschöpfte Möglichkeiten, ich komme darauf später noch zurück. Dass Menschen sich einfühlen, also Empathie zeigen oder andere mit ihrer Ausstrahlung erreichen können, ist keine Ent-

deckung der Hirnforschung. Die zentrale Bedeutung der Empathie für ein gelingendes Leben und Zusammenleben hat uns kein geringerer gelehrt als Jesus Christus. Was uns Theologie und Philosophie seit Jahrhunderten über die Empathie lehren, soll hier also in keiner Weise geschmälert werden. Was die Entdeckung der sogenannten Spiegelneuronen trotz dem zu einer solchen Sensation machte, war die mit dieser Entdeckung verbundene Erkenntnis, dass wir biologisch als mitfühlende Wesen konstruiert sind, ganz unabhängig davon ob wir diesen Umstand als einen Aspekt der Schöpfung oder als das Produkt der Evolution – oder als einen Ausdruck von beidem – interpretieren.

Dass die Empathie tatsächlich eine anthropologische Konstante – und dass ihr Fehlen nicht etwa ein Zeichen von Stärke, sondern Ausdruck eines Mangels – ist, steht im Gegensatz zu jenem Menschenbild, das uns – über mehr als hundert Jahre hindurch – zahlreiche, auch namhafte Wissenschaftler weismachen wollten. Bereits zu Beginn des letzten Jahrhunderts waren es namhafte Vertreter der akademischen Eliten wie etwa der renommierte Mediziner und Biologe Ernst Haeckel, ein Mann, der sich selbst als „Generalfeldmarschall des Darwinismus“ bezeichnete, die begannen, die Grundlagen des jüdisch-christlichen Menschenbildes als – so wörtlich – „Gefühlsduselei“ zu entwerten. Männer wie Haeckel – und nach ihm viele andere – gingen allen Ernstes daran, eine neue, angeblich biologisch begründete „Moral“ zu propagieren, eine „Moral“, die auf der Selektion der Leistungsfähigsten basieren sollte, ein Denken, dem heute auch manche Vertreter des Neoliberalismus wieder anhängen.

Die zentrale Bedeutung der Empathie für ein gelingendes Leben und Zusammenleben hat uns kein geringerer gelehrt als Jesus Christus.

Anfang der 20er Jahre des letzten Jahrhunderts, also lange vor Hitlers Machtergreifung waren es zwei Freiburger Ordinarien, der Strafrechtler Karl Binding und der Psychiater Alfred Hoche, die einen Bestseller über die – so wörtlich – „Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“ schrieben und – zusammen mit vielen weiteren akademischen Kollegen – den späteren Verbrechen des Nationalsozialismus sozusagen einen roten Teppich auslegten. Zu den vielen, die sich ihre Empathie bewahrten und sich diesem Wahr-

sinn – unter Aufopferung ihres Lebens – entgegenstellten, gehörte bekanntlich auch ein Pädagoge, der an einem Tag wie diesem nicht unerwähnt bleiben darf: Janusz Korczak. Lassen Sie mich zurückkommen zum pädagogischen Potential jenes bereits erwähnten Nervenzell-Systems, das uns zu empathischen Lebewesen macht und das fast alle Menschen, quasi als Bordgepäck, mit sich führen. Das System der Spiegelneuronen ist nichts, was wir krampfhaft aktivieren müssten, es tut seinen Dienst von ganz alleine, vorausgesetzt wir behindern es nicht bei seiner Arbeit, sondern beachten und nehmen wahr, was es tatsächlich für uns tut. Spiegelneuronen lassen mich – in mir selbst, also mit meinen eigenen Gefühlen – fühlen, was ein anderer Mensch fühlt, vorausgesetzt er befindet sich im Einzugsbereich meiner fünf Sinne. Die Spiegelzellen unseres Gehirns lassen uns spüren, ob ein Mitmensch Freude, Interesse, Traurigkeit, Ärger, Misstrauen oder Langeweile fühlt oder etwas Krummes im Schilde führt. Doch sich in andere einfühlen zu können, ist kein Selbstzweck, keine zu beklatschende emotionale Show-Übung. Dass wir uns in andere einfühlen können, ist der Ausgangspunkt dafür, dass wir aufeinander zugehen können, uns ansprechen, uns gegenseitig helfen, kurz: dass wir miteinander verbunden sein können.

Eltern und Lehrkräfte, die ein Kind oder einen Jugendlichen spüren lassen, dass sie sich bemühen, ihn oder sie zu verstehen, lassen dieses Kind oder diesen Jugendlichen spüren, dass sie ihn – in einem tieferen, übertragenen Sinne – sehen. In jungen Menschen, die spüren, dass sie von uns gesehen werden, die spüren, dass sie für uns eine Bedeutung haben, ereignet sich etwas Entscheidendes: Kinder und Jugendliche, die gesehen werden, erleben eine Aktivierung ihrer sogenannten Motivationssysteme. Dies alles geschieht ohne bewusstes Zutun. Beim Motivationssystem handelt es sich um ein Nervenzell-Netzwerk, das einen Cocktail von Botenstoffen produzieren kann, der jenes Gefühl produziert, das wir „Lebensfreude“ oder „Motivation“ nennen. Das aber bedeutet nun nicht mehr und nicht weniger als: Empathie zu erleben. Und gesehen zu werden, ist die Voraussetzung dafür, dass Menschen – und vor allem junge Menschen – Motivation entwickeln können. Einem Kind oder Jugendlichen empathisch entgegenzutreten heißt jedoch nicht, dieses Kind oder diesen Jugendlichen zu verwöhnen, auch nicht, ihm jeden Kaufwunsch zu erfüllen oder jeden Unsinn zu gestatten. Sondern es heißt, aus einer fürsorglichen Haltung

heraus, die wirklichen, auch langfristig richtigen Bedürfnisse des jungen Menschen zu erkennen und das zu tun, was – nach unserem besten Wissen und Gewissen – seiner Entwicklung dient.

Damit, dass sie Eltern und Lehrkräften die Möglichkeit zur Empathie eröffnen, ist das pädagogische Potential der Spiegelnervenzellen jedoch noch nicht erschöpft. Nicht nur wir können der Resonanzkörper sein und in uns fühlen, was andere fühlen. Wir haben umgekehrt auch unsererseits die Möglichkeit, andere mit unseren eigenen inneren Haltungen oder Gefühlen anzustecken, also andere in Resonanz zu bringen. Wie das? Durch die Sprache und unsere Körpersprache.

Spiegelnervenzellen sind keine „magischen“ Zellen. Mit Telepathie oder Ähnlichem haben sie nichts zu tun. Nein, sie reagieren ausschließlich auf das, was wir mit unserer Sprache – oder mit der Sprache unseres Körpers – sagen – das ist allerdings oft viel mehr als uns lieb oder als uns bewusst ist. Einfühlsame

Pädagogen spüren beim Kind oder bei Jugendlichen oft Dinge, die das Kind oder der Jugendliche selbst vielleicht gar nicht zeigen, vielleicht sogar verbergen wollte. Umgekehrt wirken Sprache und Körpersprache der Erwachsenen in einem weit größeren Ausmaß auf junge Menschen als uns das lieb oder bewusst ist. Junge Menschen durch das eigene Auftreten in Resonanz zu bringen, sie mit dem „anzustecken“, was einen selbst beseelt, gehört zum Repertoire eines jeden guten Pädagogen, es sollte auch zum Repertoire von Eltern gehören. Sprache und Körpersprache von Lehrkräften können Präsenz ausstrahlen, Interesse am Stoff, Anstrengungsbereitschaft und Leidenschaft – nicht immer tun sie dies auch!

Spiegelungs- und Resonanzvorgänge stehen im Mittelpunkt der pädagogischen Beziehung. Nur am Rande gesagt: sie sind nicht nur der Kern der pädagogischen, sondern jeder zwischenmenschlichen Beziehung. Die Resonanzen, die Kinder und Jugendliche in Eltern oder Lehrkräften auslösen, sind sehr unterschiedlich. Junge Menschen, die unsere Nerven – warum und wie auch immer – bereits öfters einmal strapaziert haben, lösen bei uns Erwachsenen irgendwann eine automatische Routine-Resonanz aus. Sind wir erst

Einem Kind oder Jugendlichen empathisch entgegenzutreten heißt jedoch nicht, dieses Kind oder diesen Jugendlichen zu verwöhnen, auch nicht, ihm jeden Kaufwunsch zu erfüllen oder jeden Unsinn zu gestatten.

einmal an diesem Punkt angekommen, dann sprechen wir gerne von einem „schwierigen Kind“ oder einem „schwierigen Jugendlichen“. Ich will nicht bestreiten, dass es „schwierige“ Kinder oder Jugendliche tatsächlich gibt. Das zu bestreiten stünde mir als Arzt auch gar nicht zu, denn wir Ärzte kennen diesen Mechanismus nur zu gut, auch wir haben Klienten, die sich, jedenfalls in unseren Augen, irgendwann zu „schwierigen“ Patienten entwickeln.

Worum es mir geht, ist nicht, die Tatsache zu bestreiten, dass bestimmte Kinder oder Jugendliche einem Pädagogen weit mehr Kraft kosten können als andere. Es geht mir um die Routine-Resonanz, die Eltern und Lehrkräfte gegenüber einem jungen Menschen entwickeln und die dieses Kind auf genau das festlegt, was wir ihm routinemäßig zurückspiegeln. Kinder oder Jugendliche, die überall da wo sie auftreten, in den Gesichtern ihrer Bezugspersonen regelmäßig den Text „Ach du schon wieder!“ lesen müssen, haben keine Chance, sich anders als in genau der Spur weiter zu entwickeln, in die wir sie mit unserer Routine-Resonanz hineindefinieren. Negative Routine-Resonanzen haben für ein Kind oder einen Jugendlichen etwas Tödliches. Routine-Resonanzen entwickeln sich vor allem da, wo sich Lehrkräfte im Dauerstress befinden, und wo keine Foren existieren, in denen Lehrkräfte sich – zensurfrei und ohne Angst, dafür kritisiert zu werden! – über die unvermeidlichen negativen Gefühle austauschen können, die einzelne, „schwierige“ Kinder oder Jugendliche in ihnen auslösen. Ärztinnen und Ärzte tun dies in sogenannten Balint-Gruppen, Lehrkräfte sollten dies in Supervisionsgruppen tun oder in den von uns entwickelten sogenannten „Lehrergruppen nach dem Freiburger Modell“. Was Kinder und Jugendliche brauchen, ist, dass Eltern und Lehrkräfte immer wieder, mit frischem Blick, neu auf sie schauen. Auch dieses Geschenk, nämlich mit neuen Augen neu gesehen zu werden, ist etwas was uns der Mann aus Nazareth gelehrt hat.

Kinder und Jugendliche sind, wie ich zu zeigen versucht habe, aus neurobiologischer Sicht auf soziale Akzeptanz, auf Zuwendung und Zugehörigkeit ausgerichtete Wesen. Immer mehr junge Menschen treibt dieses Bedürfnis nach sozialer Verbundenheit in die virtuellen Räume des Internets, was per se nicht unbedingt etwas Schlechtes bedeuten muss, was allerdings auch erklärt, warum ein nicht geringer Teil von Jugendlichen inzwischen suchtartig an den Bildschirm gebunden ist.

Dass Menschen auf soziale Akzeptanz hin geschaffene Wesen sind, bedeutet nicht, dass

der Mensch „gut“ sei. Der Hunger gerade auch junger Menschen nach Zugehörigkeit ist derart stark ausgeprägt, dass sie, falls wir ihnen keine zivilen Möglichkeiten der Zugehörigkeit bieten, bereit sind, sich notfalls Gruppen anzuschließen, zu deren Programm es gehört, Böses zu tun. Junge Menschen bei ihren nicht gestillten Sehnsüchten nach Anerkennung, Wertschätzung und Zugehörigkeit abzuholen, ist nicht nur das Rezept von rechtsextremistischen oder fundamentalreligiösen Rattenfängern, sondern auch von Gangs bzw. ganz lapidaren kriminellen Gruppen. Nicht nur die Milieus unserer Elternhäuser, auch die Nachbarschaften, in denen die Mehrheit unserer Kinder und Jugendlichen lebt, bieten ihnen heute meistens keine hinreichenden Möglichkeiten, in guter, sozial verbundener Weise ihre Freizeit zu verbringen. Dies ist einer der Gründe, warum wir dringend flächendeckende Ganztagschulen brauchen. Ganztagschulen sollten echte Lebensräume sein, mit Raum für sportliche, musikalische, soziale, ökologische oder karitative Projekte.

Meine – leider begründete – Sorge ist, dass wir tatsächlich aber dabei sind Ganztagschulen zu entwickeln, die lediglich eine Verdoppelung jenes Wahnsinns darstellen, den wir derzeit schon mit den Halbtagschulen haben.

Ganztagschulen sollten echte Lebensräume sein, mit Raum für sportliche, musikalische, soziale, ökologische oder karitative Projekte.

Junge Menschen sind, wie ich darlegte, Wesen, die – auch aus biologischer Sicht – die personale Zuwendung und Anerkennung brauchen. Eine Frage, die sich bei dieser Aussage vielen immer wieder stellt, betrifft die Pubertät bzw. Adoleszenz. Da sei das mit dem Wunsch nach Liebe und Anerkennung, so fragen sich viele Eltern und Lehrkräfte mit Recht, doch nicht so, oder? Die Antwort ist: Doch, auch da ist es so. Es ist meistens nur nicht mehr so gut sichtbar, – eine Situation, die an eine Gewitterfront erinnert, die einen vergessen machen kann, dass über ihr nach wie vor die Sonne und ein blauer Himmel scheint. In den Jahren vor der Adoleszenz – und dann wieder einige Zeit danach – geht die Tendenz junger Menschen dahin, sich mit erwachsenen Vorbildern zu identifizieren, ihnen also ähnlich zu werden, ein als Mimesis bezeichnetes Phänomen, das den Philosophen Rene Girard zu einer umfassenden Theorie, der sogenannten „mimetischen Theorie“ stimulierte. In der Adoleszenz folgen junge Menschen in der Regel dem Konzept einer – wie ich es nennen würde – „Anti-Mimesis“. Adoleszente suchen nach Merkmalen einer

Beziehungsorientierte Pädagogik braucht Eltern, die den Schulen, in die sie ihre Kinder schicken, vertrauen und die mit den Lehrkräften, die ihre Kinder unterrichten, im Interesse der Kinder vertrauensvoll zusammenarbeiten

eigenen Identität, und das kann – aus ihrer Sicht – nun einmal nicht das sein, was bisher ihre Leitbilder waren. Was Adoleszente aber nach wie vor brauchen, ist die Sicherheit geliebt und gesehen zu werden. Was sie wollen, ist, dass wir aushalten, dass sie uns jetzt das Leben schwer machen. Daher sollten wir uns in den Jahren der Adoleszenz nicht irritieren lassen. Wir sollten Adoleszenten sagen, dass wir sie wertschätzen und respektieren, auch dass wir bereit sind, uns in Frage stellen zu lassen und uns im Dialog mit ihnen zu streiten. Was wir Erwachsenen in dieser schwierigen Zeit aber keineswegs tun sollten, ist an unserer Liebe zu den Heranwachsenden zu verzweifeln. Aber auch unsere eigenen Werthaltungen sollten wir nicht über Bord werfen.

Gute Pädagogik entscheidet sich nicht nur am Auftreten der Lehrkraft, auch wenn die Lehrkraft für den Lernerfolg von Schülerinnen und Schülern tatsächlich eine zentrale Rolle spielt, wie nicht zuletzt auch die vor kurzem publizierte, berühmt gewordene Hattie-Studie zeigte. Beziehungsorientierte Pädagogik – nur sie verdient den Namen „Pädagogik“ –, beziehungsorientierte Pädagogik braucht auch strukturelle Rahmenbedingungen. Sie braucht vor allem kleine Klassen, aber auch Lehrkräfte, welche aufgrund einer entsprechenden Ausbildung die Kunst der Beziehungsgestaltung beherrschen. Beziehungsorientierte Pädagogik braucht außerdem ein Schulsystem, das keine Segmente enthält, in denen sich Schülerinnen und Schüler ausgegrenzt fühlen. Beziehungsorientierte Pädagogik braucht schließlich noch etwas Weiteres: Sie braucht Eltern, die vom Wert der Bildung wissen und die ihre Kinder ermutigen, sich den Mühen des Lernens zu unterziehen. Beziehungsorientierte Pädagogik braucht Eltern, die den Schulen, in die sie ihre Kinder schicken, vertrauen und die mit den Lehrkräften, die ihre Kinder unterrichten, im Interesse der Kinder vertrauensvoll zusammenarbeiten. All das sind Desiderate, von denen viele Schulen heute nur träumen können. Die Schulen der Katholischen Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg, deren 25-jähriges Bestehen wir heute feiern, nehmen in dieser Beziehung eine positive Sonderstellung ein. Es sind Schulen, die sich von ihrem werteorientierten Selbstverständnis her auf beziehungsorientierte Pädagogik verpflichtet haben. Dazu gratuliere ich Ihnen und wünsche Ihnen, dass Sie diesen Weg konsequent weitergehen!

Seite 36 / 37: v.l.n.r.

Generalvikar Dr. Fridolin Keck, Prof. Dr. Joachim Bauer, Staatssekretärin Marion von Wartenberg, Gründungsdirektor Dr. Adolf Weisbrod, Erzbischof Dr. Zollitsch, Stiftungsdirektor Dietfried Scherer



Innenansichten | **Maria Jakobs**

Gespräch über die Stiftungsschulen

Die Gesprächspartner: **Aurelia-Maria von Flotow** ist Mutter von vier Kindern, zwei von ihnen besuchen noch das Kolleg St. Sebastian in Stegen, zwei besuchten es schon erfolgreich. **Christian Ritschel** ist Schüler des Kurses 1, also der 11. Klasse im St. Paulusheim Bruchsal, und Schülersprecher. **Daniel Mark** unterrichtet Katholische Religionslehre, Philosophie und Geschichte am St. Ursula-Gymnasium Freiburg. Natürlich werden Sie nicht erwarten, dass auf die Frage: „Haben die Stiftungsschulen Grund zu feiern?“ ein Nein kommt. Aber alle drei haben mir auf diese Frage eine doch unterschiedliche Antwort gegeben.

Dr. Jakobs: *Haben die Stiftungsschulen nun Grund zu feiern?*

Frau von Flotow: Ja, natürlich haben die Stiftungsschulen Grund zu feiern, ich spreche natürlich hier vor allem für unsere Schule, das Kolleg St. Sebastian, das wir nun schon seit 15 Jahren begleiten dürfen. Am Kolleg St. Sebastian hat sich viel verändert in dieser Zeit. Die Schule ist offener geworden, sie ist attraktiver geworden und hat trotzdem nie ihre Konzeption als religiöse Schule aus dem Auge verloren und das finde ich schon eine beachtliche Leistung.

Dr. Jakobs: *Christian, ich habe mit Ihnen einen Schüler hier vorne stehen. Es ist jetzt nicht so, dass wir die Mädchen nicht hier oben stehen haben wollten, aber wir wollten Ihnen ein paritätisches Bild bieten zwei Frauen, zwei Männer. Im Übrigen haben wir ja auch mit Herrn Mark einen Vertreter einer*

sehr großen Mädchenschule hier oben stehen. Wir wollten ein wenig Werbung dafür machen, dass auch Jungs in eine katholische Schule gehen können, denn im Moment haben wir 70 % Mädchen Überhang. Sie sind also Beleg dafür, dass wir auch Jungs gut in ihr Leben begleiten.

Christian, welche These vertreten Sie im Blick auf die Frage, ob die Stiftungsschulen nun Grund zum Feiern haben?

Christian Ritschel: Ja, natürlich haben sie Grund zu feiern. Nach meiner Ansicht hat das Paulusheim, also die Schule, die ich besuche, wie Sie schon gesagt haben, in den letzten Jahren Bedeutendes geleistet. Ich kenne sie zwar nur in dieser Zeit. Aber was mir da aufgefallen ist, die familiäre Atmosphäre, die hat mich so bewegt, dass ich Ihnen das gar nicht angemessen sagen kann. Ich habe mich in dieser Schule so heimisch



Standen Rede und Antwort – im wahrsten Sinne des Wortes. Von links: Daniel Mark, Aurelia-Maria von Flotow, Christian Ritschel und Dr. Maria Jakobs

gefühlt, wie ich mich fast in meiner Familie nicht heimisch fühle. Ich freue mich jeden Tag auf das St. Paulusheim, darauf, dass ich diese Schule besuchen kann.

Dr. Jakobs: *Das ist ein Wort!*

Dr. Jakobs: *Herr Mark, Sie haben das ja so ein bisschen staatstragend formuliert, als ich Sie mal darauf angesprochen habe. Sie haben gesagt: „Junge Menschen brauchen*

religiöse Bildung. Unsere Gesellschaft braucht religiös gebildete junge Menschen“. Vielleicht könnten Sie dazu noch einen Satz sagen.

Daniel Mark: Damit wollte ich zum Ausdruck bringen, dass die Stiftungsschulen meines Erachtens nicht nur eine große erfolgreiche Vergangenheit hinter sich haben, 25 Jahre erfolgreiche Arbeit, sondern dass ich glaube, dass gerade heute die Arbeit der

Wenn ich als Person wahrgenommen werde, dann habe ich Lust, mitzuarbeiten und zwar als Schülerin, als Schüler und auch als Lehrerin und Lehrer.

Daniel Mark

Stiftungsschulen auch hinsichtlich gesellschaftspolitischer Herausforderungen ganz zentral ist und vielleicht sogar noch zentraler wird. Dazu gehört religiöse Bildung in einer Gesellschaft, die nicht nur immer multikultureller, sondern auch immer multireligiöser wird. Ich glaube, um sich da verständigen zu können, brauchen wir religiöse Bildung.

Dr. Jakobs: *Frau von Flotow, nun leben Sie in einer konfessionellen gemischten Ehe. Wie kommen Sie denn dazu, Ihre Kinder in einer katholischen Schule anzumelden? Man hätte auch eine evangelische nehmen können oder einfach sagen können: dann doch lieber staatlich, damit es keinen Streit gibt.*

von Flotow: Ja, da muss ich Sie jetzt gleich mal enttäuschen, denn bei der Wahl der Schule standen zunächst sehr pragmatische Überlegungen im Vordergrund. Es war vor 15 Jahren, dass wir aus der March nach St. Märgen umgezogen sind, weil mein Mann dort eine Praxis übernommen hat. Es gab damals noch die Residenzpflicht für die Ärzte. Unsere älteste Tochter ging ein halbes Jahr im Wentzinger Gymnasium also im Westen von Freiburg in die Musikklasse. Und nun hab ich mich in St. Märgen mit dem Grundschuldirektor in Verbindung gesetzt, und ihn gefragt: „Wo sind denn die Viertklässler hingegangen?“ Er hat mich auf

das Kolleg St. Sebastian verwiesen, das von St. Märgen aus gut zu erreichen ist. Aber für die Schule sprechen lassen kann ich dann die Tatsache, dass es für die Geschwister unserer Ältesten, ob nun Junge oder Mädchen, ob evangelisch oder katholisch – also auch unsere Kinder sind unterschiedlich getauft – keine Frage war, dass sie dann auch das Kolleg besuchen wollten. Ich selbst bin auch in Freiburg zur Schule gegangen und kann sagen, dass das Kolleg für mich kein unbeschriebenes Blatt war.

Dr. Jakobs: *Christian, hatten Sie ein Wort mitzureden, als Sie in das St. Paulusheim geschickt wurden oder gehen sollten.*

Christian: Diese Frage wurde mir selbst überlassen. Meine Eltern standen mir mit Rat und Tat zur Seite. Deshalb haben wir uns auch verschiedene Schulen angeschaut. So gegen Ende der dritten Klasse haben wir das Hausfest, also das Schulfest des St. Paulusheims, besucht. Da war ich gleich begeistert, einerseits von der familiären Atmosphäre, die ich erlebt habe und andererseits von dem verwinkelten Gebäude, das mich in dieser Zeit wirklich an Harry Potter und Hogwarts erinnert hat. Dann habe ich mir natürlich noch andere Schulen angeschaut. In Bruchsal und Umgebung gibt es ja noch genügend Gymnasien. Aber so etwas

wie das Paulusheim habe ich bis dahin nicht mehr erlebt.

Dr. Jakobs: *Herr Mark, ich selber habe nur ganz kurze Erfahrungen in einer Stiftungsschule machen dürfen. Ist das nicht so, dass Stiftungsschulen in Bezug auf das Kollegium ein bisschen im eigenen Saft schmoren? Viele, die mal in einer Stiftungsschule zur Schule gegangen sind, sind irgendwann später dort auch als Lehrerinnen und Lehrer tätig. Wie war denn das bei Ihnen?*

Daniel Mark: Ja, in der Tat bin ich auch auf eine katholische Schule gegangen. Aber dass ich am St. Ursula Gymnasium gelandet bin, ist eigentlich reiner Zufall, oder auch nicht. Aber ich bin dahin als Referendar im zweiten Referendarsjahr zugewiesen worden. Also ich habe mir die Schule eigentlich nicht bewusst ausgesucht. Aber ich habe da eben dann sozusagen eine Aufgabe vorgefunden. Mich hat interessiert, was macht eine katholische Schule im 21. Jahrhundert? Welche Aufgaben hat sie? Was bietet sie mehr, was bietet sie anders? Welche Aufgabe hat religiöse Bildung heute? Diese Frage hat mich dann einfach gepackt und dafür habe ich mich sozusagen in Dienst nehmen

Ich habe mich in dieser Schule so heimisch gefühlt, wie ich mich fast in meiner Familie nicht heimisch fühle. Ich freue mich jeden Tag auf das St. Paulusheim, darauf, dass ich diese Schule besuchen kann.

Christian Rischle

lassen. Deswegen ist nicht die Frage, wie bin ich an die Schule gekommen, sondern eher die Frage, warum bin ich an der Schule geblieben und warum bin ich da bis heute gerne und arbeite sehr gerne mit.

Dr. Jakobs: *Was ist denn das, was man oft so hört: der besondere Geist, der in den Stiftungsschulen lebt. Gibt es da was?*

Daniel Mark: Ja, ich glaube es liegt an unserer Schule nicht daran, dass es ausschließlich Mädchen sind, die unsere Schule besuchen. Mädchen haben die selben Entwicklungsaufgaben wie Jungs. Die machen die vielleicht etwas leiser, und darüber beklage ich mich auch gar nicht, aber ich glaube, die Herausforderungen sind ähnlich. Ich glaube, wenn es so was wie einen besonderen Geist gibt, dann liegt es daran, dass wir nicht Konzepte in den Mittelpunkt stellen, sondern Menschen. Natürlich haben wir Konzepte, aber wir haben die eher so im Rücken das, was uns den Rücken stärkt, aber immer mit Blick auf die Personen, Ich glaube, das spüren Schülerinnen, wie Lehrerinnen und Lehrer auch, wenn ich wahrgenommen werde als Person, die so sein darf, wie sie ist. Wenn ich nicht wahrgenommen werde als jemand, der bestimmte Aufgaben zu erfüllen hat, sondern wenn die Schülerinnen merken, es meint jemand nicht bloß gut mit ihnen, sondern es meint sie jemand als Person. Wenn ich als Person gemeint bin, dann habe ich Lust, mitzuarbeiten und zwar als Schülerin, als Schüler und auch als Lehrerin und Lehrer.

Dr. Jakobs: *Frau von Flotow, welche Erfahrung haben Sie denn nun als Mutter*



mit anderen Elternteilen, mit Lehrerinnen und Lehrern, mit der Schulleitung gemacht. Ist da etwas von dem herüber gekommen, was Herr Mark jetzt so beschrieben hat?

Frau von Flotow: Unsere persönliche Erfahrung ist die, dass es allen Beteiligten gut tut, wenn Eltern einen eher entspannten, gelassenen und vertrauensvollen Umgang mit der Schule pflegen. Für uns konkret hat das bedeutet, dass wir zuhause präsent waren, als Zuhörer, als Ratgeber. Wir sind zuhause auch zuständig für eine gewisse Erfüllung der Disziplin, also das leidige Thema Hausaufgaben und so. Aber wir haben unsere Kinder eigentlich immer ermutigt, ihre Probleme in der Schule möglichst selbst zu lösen und vielleicht auch mal unangenehme Situationen, schwierige Situationen z. B. mit einem Lehrer, den sie nicht mögen, auch auszuhalten. Denn ich finde, dass das auch ein ganz wichtiger Lernprozess ist. Später im Arbeitsleben wird ihnen auch nicht jeder Ar-

beitskollege oder jeder Vorgesetzte gefallen. Ich habe aber immer darauf vertraut, dass sich die Schule, die Schulleitung und die Lehrer mit uns in Verbindung setzen, wenn es nötig ist. Das hat sich auch bestätigt. Das ist für Eltern dann nicht immer angenehm, aber es lassen sich dann auch Lösungen finden. Ich möchte hier auch nochmal ganz deutlich sagen, dass ich unsere Schulleitung immer als sehr präsent erlebt habe. Also nicht so, wie ich es als Schülerin erlebt habe: in einem fernen Direktionszimmer war der Direktor hinter verschlossenen Türen. Nein, unsere Schulleitung ist in der Schule präsent, sie kennt die Schüler, sie kennt die Klassen. Es war auch immer möglich, sich mit ganz banalen Problemen, z.B. einer gekappten Busverbindung an die Schule zu wenden. Die Antwort ist nie ausgeblieben. Dafür möchte ich auch mal Danke sagen.

Dr. Jakobs: Christian, würden Sie sagen, Ihre Schule, die tickt genauso wie jede

staatliche Schule oder gibt es da andere Erfahrungswerte?

Christian: Aufgrund der familiären Atmosphäre habe ich mich am Paulusheim gleich richtig heimisch gefühlt. Das liegt vielleicht aber auch daran, dass das Paulusheim eine vergleichsweise niedrige Schülerzahl hat, so dass man das Gefühl hat, dass die Lehrer auch ihre Schüler noch beim Namen kennen. Außerdem gibt es bei uns verschiedene Aktionen, wie Tage der Orientierung, Meditationsstunden, Missionsfeste, Andachten in der Weihnachtszeit usw. und das bereichert den Schulalltag bei uns deutlich, so dass man jeden Monat immer etwas hat, worauf man sich freut.

Dr. Jakobs: Demnächst ist die große Bildungsmesse *didacta*. Da gibt es das sogenannte gläserne Klassenzimmer. Könnten Sie sich eine Schulsituation vorstellen oder irgendetwas, was so im Unterricht läuft, das Sie einem Messepublikum vorstellen würden. Haben Sie da eine Idee?

Christian: Bei uns gibt es jedes Jahr ein Schulmotto. Dieses Jahr lautet das Schulmotto „Einfallswinkel gleich Ausfallswinkel“. Dazu hat jeder Schüler, also aus der Physik, einen kleinen Spiegel geschenkt bekommen. Da sind zwei Spiegelflächen, auf der einen Seite ist das Bild von Vinzenz Pallotti, dem Gründer der pallottinischen Gemeinschaft, die das Paulusheim vor etwa 100 Jahren gebaut hat. Dieser Spiegel mit den zwei Flächen soll uns an die goldene Regel erinnern: Handle so, wie Du selbst behandelt werden willst. Das wollen wir im Schulalltag umsetzen. Was mir da besonders auffällt,

ist, dass wir unter den Schülern einen sehr freundlichen Umgangston haben. Bei uns gibt es eigentlich keine großen Mobbingvorfälle wie ich sie von Freunden aus anderen Schulen erzählt bekomme. Andererseits gibt es bei uns ein sehr gutes Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern. Dieser Respekt trägt auch im Unterricht dazu bei, dass man sehr aufmerksam ist. Wenn man Probleme hat mit Lehrern, können die schnell wieder beseitigt werden.

Dr. Jakobs: Herr Mark, jetzt eine Schlüsselfrage: Wie profilieren Sie Ihre Schule als katholische Schule und zwar gegenüber staatlichen Schulen und gegenüber Schulen anderer Träger?

Daniel Mark: Also zunächst aus meiner Erfahrung: ich habe die Schule ja schon profiliert vorgefunden, als ich vor 9 1/2 Jahren dahin kam. Wir sind Stiftungsschule, das spürt man. In meinem Fall habe ich das besonders gespürt am Beispiel COMPASSION, das ja schon seit Jahren da sehr gut lief, das von Dr. Weisbrod eingeführt wurde. In meiner Schule habe ich als Mentor Herrn Dr. Gönzheimer gehabt, der COMPASSION ja stiftungsweit begleitet. Jetzt haben das ja viele andere, auch staatliche, Schulen übernommen. Kein Wunder! Daran kann man zeigen, dass an unseren Schulen doch vieles ähnlich ist, weil dieses Projekt COMPASSION eine unheimliche Chance bietet für das soziale Lernen, aber auch für das religiöse Lernen. Wir fragen Schülerinnen ja ausführlich bei Reflexionstagen, wie es bei COMPASSION war. Da sagen viele Schülerinnen immer wieder: „Ich war da glücklich!“ Dann kann man sich fragen: was macht denn

So wünsche ich mir eben auch, dass unsere Kinder durch Wertekompetenz gestärkt als junge Erwachsene einmal ihre und unser aller Zukunft gestalten können.

Aurelia-Maria von Flotow

daran eigentlich glücklich, mit alten Menschen in einer Demenz-WG zu arbeiten? Offensichtlich ist es so, dass es in dieser Begegnung mit Menschen, die Hilfe brauchen, mit Kranken, Alten, Behinderten, den Schülerinnen oft etwas entgegenkommt, das sie nicht erwartet haben. Sie bekommen da etwas geschenkt, das sie sich selber nicht erarbeiten können, und sie sind ja gewohnt, sich alles selber zu erarbeiten. Das Leistungsprinzip herrscht ja in der Schule genauso wie in der Gesellschaft. Die Schülerinnen haben auch oft das Gefühl: na ja, eigentlich haben wir ja alles. Was ich nicht habe, muss ich mir jetzt halt durch noch vermehrte Anstrengung, noch mehr Leistung, noch mehr Nachhilfe, noch mehr Lernen erarbeiten und dann werde ich glücklich oder zufrieden. Jetzt sind sie in so einer Praktikumsstelle und merken: Da kriege ich von jemandem, der offensichtlich ja das alles nicht hat, worum es geht, das, was ich suche, das was mir entspricht. Diese Tätigkeit erfüllt mich mit Sinn, den ich selber nicht herstellen kann oder den ich in der Schule sonst so nicht erlebe. Wenn man dieser Erfahrung nachspürt, ist man noch nicht beim religiösen Lernen oder bei religiöser Bildung. Da ist man erst mal bei der Frage, was ist das überhaupt für eine Erfahrung? Wie kann ich die überhaupt beschreiben? Das führt mich dann darüber

hinaus, und als Religionslehrer kann ich erst dann kommen und sagen: Was Sie da erfahren haben, ist vielleicht etwas Ähnliches wie das, was die Bibel mit Gottesebenbildlichkeit des Menschen meint. Das ist nicht nur bei COMPASSION so, sondern auch im Unterricht oder anderen Erfahrungsräumen der Schule, bei Praktika. Man geht von der Erfahrung aus, und kommt dann erst zu einer Deutung, die religiöse Dimension als Angebot, als Möglichkeit einfach nicht ausschließt oder sogar betont.

Dr. Jakobs: *Noch eine Frage an Sie, Frau von Flotow. Es ist ja nun so, dass sich die Kirche in der letzten Zeit doch einem enormen Ansehensverlust in den Medien und der Gesellschaft ausgesetzt sieht. Würden Sie Ihre Entscheidung heute genau so fällen, wie damals oder glauben Sie, dass Eltern diese Situation zum Anlass nehmen, doch eher zurückhaltender zu sein, ihre Kinder auf eine katholische Schule zu schicken?*

Frau von Flotow: Ich bin davon überzeugt, dass Eltern die Entscheidung für eine Schule unabhängig von dem fällen können, was jetzt mit diesem Ansehensverlust der katholischen Kirche gemeint ist. Eltern schauen sich das Schulprofil an und trennen das dann ganz klar. Ungebrochen ist ja der Wunsch nach Wertevermittlung, auch nach der Vermittlung von religiösen Inhalten. Das zeigt sich ja immer wieder auch in Umfragen, auch gerade bei den jungen Menschen, die ja immer solche Dinge wie Familie und Freundschaft ganz oben stehen haben, bei dem, was sie sich am meisten wünschen. Viele Eltern suchen eine katholische Schule, eine konfessionelle Schule auch

in dem Wunsch, dass ihre Kinder christliche Werte und religiöse Inhalte vermittelt bekommen. Davon bin ich überzeugt.

Dr. Jakobs: *Wir sind ja zu einer Geburtstagsfeier hier. Und was steht da an? Natürlich gute Wünsche zum Geburtstag! Meine drei Gesprächspartner haben sich auch gute Wünsche für die Schulstiftung überlegt, damit sie in 25 Jahren wieder hier versammelt sein kann und sagen kann: Wir können nun auf ein halbes Jahrhundert gute Arbeit zurück blicken. Ihre guten Wünsche zum Abschluss?*

Christian: Ich wünsche der Schulstiftung, dass sie auch in Zukunft ihren Weg weiter geht und dass sie ihre Philosophie und ihr Anliegen den Schülern weiterhin vermitteln kann. Ich hoffe, dass vielleicht auch meine Kinder von dieser Idee überzeugt werden, und sich auf einer Schulstiftungsschule anmelden.

Frau von Flotow: Ich wünsche den Stiftungsschulen natürlich Eltern, die ihnen ihre Kinder anvertrauen in dem Wunsch, dass sie dort nicht nur in ihren schulischen Leistungen gefördert werden, sondern eben auch in ihrer Persönlichkeitsfindung gestärkt werden und in ihren individuellen Begabungen gefördert werden. In diesem Zusammenhang wünsche ich mir auch sehr, dass die Stiftungsschulen ihr wirklich vielfältiges Angebot beibehalten können in einer sich verändernden Schullandschaft. So wünsche ich mir dann schlussendlich eben auch, dass unsere Kinder dann durch Wertekompetenz gestärkt als junge Erwachsene einmal ihre und unser aller Zukunft gestalten können.

Daniel Mark: Ich wünsche uns und unseren Schulen, dass wir das Einzigartige der christlichen Botschaft immer wieder neu wertschätzen, weil das der Grundwert ist, und dass wir gleichzeitig und gerade dadurch in der Lage sind, mit Menschen anderer Religionen immer mehr und immer gelingender ins Gespräch zu kommen.

Dr. Jakobs: *Sehr geehrte Damen und Herren, damit sind wir am Ende dieser kleinen Innenschau. Entscheiden Sie nun selbst, ob das, was hier gesagt wurde, rein persönliche Stimmen und Aussagen waren oder ob es vielleicht Dinge waren, die auch Allgemeingültigkeit haben. Im Einklang mit dem, was unser Papst Franziskus in seiner ersten Enzyklika geschrieben hat, stehen sie allemal. Auch er betont die ganz besondere Bedeutung der katholischen Schulen für die Bewältigung von Problemen, sei es in Fragen des Friedens, der Eintracht, der Umwelt oder für den Schutz des Lebens, der Menschenrechte und der Zivilrechte. In diesem Sinne wünsche ich den Stiftungsschulen erfolgreiche, viele, viele Jahre und von Herzen alles Gute.*





Grüßwort | **Marion von Wartenberg**

Staatssekretärin, Ministerium für Kultus, Jugend und Sport

Wort der Landesregierung Baden-Württemberg

Sehr geehrter Herr Erzbischof, sehr geehrter Herr Generalvikar,
sehr geehrter Herr Professor Bauer, sehr geehrter Herr Scherer,
sehr geehrte Damen und Herren, liebe Festgemeinde,

sehr herzlich bedanke ich mich für die Einladung zu diesem besonderen Jubiläum der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg und gerne bin ich der Bitte unseres Ministerpräsidenten gefolgt, ihn heute in meiner Funktion als Staatssekretärin im Ministerium für Kultus, Jugend und Sport zu vertreten. Ich darf Ihnen an dieser Stelle die Grüße und die Glückwünsche von Herrn Ministerpräsidenten Kretschmann und der gesamten Landesregierung übermitteln und sie an den Anfang meiner Ausführungen stellen. Sie wissen, wie sehr der Ministerpräsident den Kirchen und insbesondere der katholischen Kirche verbunden ist und er bedauert es außerordentlich, dass er aufgrund anderer Verpflichtungen heute nicht persönlich anwesend sein kann. Ich darf an diesen Gruß des Ministerpräsidenten einen persönlichen Eindruck von mir stellen. Es geht Ihnen wahrscheinlich allen heute am heutigen Montag Vormittag ähnlich, der Montag beginnt ja mit dem Alltag, mit dem beruflichen Alltag, mit dem Schüleralltag, ich möchte mich für den Festgottesdienst, für dieses Geschenk im wahrsten Sinne des Wortes, bedanken. Es ist außergewöhnlich, dass ein Montag Vormittag so beginnt und es war ein großes Geschenk für mich. Ich möchte mich darüber hinaus auch für neue Erkenntnisse bedanken. Es ist ja eigentlich Festvorträgen so innewohnend, wenn man als ZuhörerIn aufmerksam lauscht, dass man den einen oder anderen Eindruck, verbunden mit der persönlichen Biographie hat oder mitnimmt. Die Spiegelneuronenzellen von Prof. Bauer haben bei mir sofort eine Erinnerung hervorgehoben. Wir haben uns kurz ausgetauscht: wo ging die eigene Tochter zur Schule? Meine Tochter hat ihre weiterführende Schule gegen den Widerstand der Eltern selbst ausgesucht. Widerstand deshalb, ich muss es kurz anmerken: Vater evangelischer Theologe, Mutter evangelische Klinikseelsorgerin, Tochter entscheidet sich und will auf ein katholisches Mädchengymnasium und nun, weiß man, dass dieses Mädchengymnasium einen großen Zuspruch erfährt, dass es ein Auswahlverfahren gibt. Die Eltern sind natürlich beim Auswahlverfahren anwesend, die Schulleiterin ist mit jedem Kind individuell im Gespräch. Jedes Kind wird erkannt beim Reingehen in der Schule, wenn es dann Schülerin ist und beim Verlassen namentlich genannt. Die Tochter saß danach, es war eine Atmosphäre

bei der die Eltern vollständig ausgeblendet waren, im Dialog mit der Schulleiterin. Als ich jetzt meine Tochter nach Jahren des Studiums gefragt habe: „Judith, was hat Dich damals so sicher gemacht, Du hast ja so gestrahlt?“ Dann gab es einen Satz, der erkenntnisleitend war, jetzt auch zur Ihrem Vortrag hin: „Ich habe mich erkannt gefühlt“. Und ich wünsche uns allen Zeit und Raum, dass wir diesen Raum und diese Zeit geben, den Lehrerinnen und Lehrern, die so wichtig sind mit ihrer Persönlichkeit sich einzubringen, Zeit und Raum, dass Schülerinnen und Schüler sich erkannt fühlen können.

Meine Damen und Herren, die vergangenen Jahre waren geprägt von einem vertrauensvollen Miteinander der Schulstiftung und des Kultusministeriums. Begonnen hat dieses vertrauensvolle Miteinander, als das Kultusministerium der Stiftung vor 25 Jahren die öffentlich-rechtliche Rechtsfähigkeit verliehen hat und der damalige Kultusminister Mayer-Vorfelder in der Feierstunde am 15.12.1988 eine Rede über die Bedeutung des freien Schulwesens im Lande Baden-Württemberg gehalten hat. Seit dem, so darf ich feststellen, finden die Vertreter der Schulstiftung in unserem Haus immer eine offene Tür und aufgeschlossene Gesprächspartner, wenn sie mit Anliegen der Schulstiftung und damit der katholischen Schulen der Erzdiözese Freiburg zu uns nach Stuttgart kommen. Ich bin dankbar für die gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit und bitte darum, diese Tradition des guten Gesprächs fortzusetzen. Ich selbst bin sehr daran interessiert und ich freue mich auf die Kontakte, da ja zu meinen Arbeitsschwerpunkten im Ministerium neben der beruflichen und frühkindlichen Bildung insbesondere auch die Privatschulen und die Religionsangelegenheiten gehören.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, die Schulstiftung will das katholische Schulwesen und die Erziehung der Jugendlichen zu christlicher Lebenshaltung und Weltverantwortung auf der Grundlage des katholischen Glaubens fördern. Sie bezeichnet die Lebensgemeinschaft Schule als ideales Feld, Solidarität zu üben und Solidarität zu erfahren und soziale Sensibilität oder Gemeinsinn als wichtiges Erziehungsziel. Auf dem Hintergrund des biblisch-christlichen Gottes- und Menschenbildes sollen die Heranwachsenden in Ihren Schulen zur Mündigkeit und aktiven Mitgestaltung von Gesellschaft und Kirche befähigt werden. Wir wissen, dass die Würde des Menschen, die von den Müttern und Vätern unseres Grundgesetzes aufgrund ihrer jeweiligen Erfahrungen so hervorgehoben



Staatssekretärin Marion von Wartenberg betonte in ihrer Ansprache die Wertschätzung der Einrichtungen, die gute Zusammenarbeit mit der Schulstiftung und ließ Zahlen sprechen.

Meine Damen und Herren, an den tiefgreifenden Veränderungen der Schul- und Bildungslandschaft Baden-Württembergs haben auch die Privatschulen ihren Anteil. Sie haben sich in den zurückliegenden Jahren und Jahrzehnten oft als pädagogische Impulsgeber erwiesen und für diese Impulse bin ich sehr dankbar. Ein bedeutsamer Impuls ist das COMPASSION-Projekt, ein Projekt sozialen Lernens, das hier in der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg entwickelt worden ist. Schülerinnen und Schüler der Klasse 9 - 11 absolvieren bei COMPASSION Sozialpraktika in Altersheimen, Behinderteneinrichtungen, Flüchtlingsheimen, Krankenhäusern oder anderen sozialen Einrichtungen. Dabei lernen sie Menschen in schwierigen Lebenssituationen kennen und werden durch den unmittelbaren Kontakt zum mitmenschlichen Handeln herausgefordert. Diese Art des ethischen erlebnisbezogenen Lernens ist aus meiner Sicht vorbildlich und hat ja auch bereits an anderen freien und staatlichen Schulen viele Nachahmer gefunden. Vieles von dem, was in Privatschulen und insbesondere in kirchlichen Schulen entwickelt wurde, konnte in das öffentliche Schulsystem übertragen werden.

Meine Damen und Herren, unsere Wertschätzung, die Wertschätzung der Landesregierung, kommt auch in der Finanzierung der Privatschulen zum Ausdruck. Die gesamten laufenden Zuschüsse an den sogenannten Kopfsatzschulen in Zuständigkeit des Kultusministeriums betragen derzeit annähernd 500 Millionen Euro im Jahr. Einschließlich der Sonderschulen und anderen zuschussberechtigten Schulen summieren sich die Zuschüsse an die Privatschulen im Geschäftsbereich des Kultusministeriums auf knapp 750 Millionen Euro jährlich und hinzu kommen dann noch die Zuschüsse an die Schulen im Geschäftsbereich des Sozialministeriums sowie Zuschüsse für den Schulhausbau der privaten Schulträger. Die Landesregierung hat sich im Koalitionsvertrag zum Ziel gesetzt, die Zuschüsse für die Privatschulen auf einen Kostendeckungsgrad, und das haben Sie angesprochen Herr Scherer von 80 % der Kosten eines Schülers an einer öffentlichen Schule gemäß dem sogenannten

Ein grundlegendes Verständnis von christlichem Denken ist essentiell. Die kirchlichen Schulen bieten Hilfen zu einer verstärkt benötigten Orientierung in einer pluralistischen Gesellschaft und helfen unterschiedliche Lebenslagen zu bewältigen.

wurde, auch in der Gegenwart vielfach gefährdet und verletzt wird. Sie zu achten und zu schützen in den täglichen Herausforderungen bleibt eine Aufgabe, eine lebenslange Aufgabe für uns alle. Und darum ist es so wichtig, bereits den jungen Menschen die geistigen Wurzeln unserer Gesellschaft und deren Auswirkungen auf alle Lebensbereiche zu vermitteln. Ein grundlegendes Verständnis von christlichem Denken ist essentiell. Die kirchlichen Schulen bieten Hilfen zu einer verstärkt benötigten Orientierung in einer pluralistischen Gesellschaft, helfen unterschiedliche Lebenslagen zu bewältigen und leisten damit einen unverzichtbaren Beitrag, um den allgemeinen Bildungsauftrag der Schule zu erfüllen. Mit welchem Einsatz dies im Rahmen der katholischen Schulen geschieht, verdeutlichen schon die Zahlen der Schulstiftung, in deren Trägerschaft mittlerweile alle weiterführenden katholischen Schulen in der Erzdiözese sind. In 28 Schulen an 14 Standorten mit den Bildungsgängen Realschule, allgemeinbildende und berufliche Gymnasien bis zu einem kaufmännischen Berufskolleg sowie drei Internaten wird über 12.500 Schülerinnen und Schülern ein besonderes pädagogisches und christliches Profil vermittelt, wobei gelebte Solidarität, soziale Sensibilität und Gemeinsinn wichtige Erziehungsziele sind. Dies stellt hohe Anforderungen an die Kirche und die über 1.000 Lehrerinnen und Lehrer sowie die weiteren zahlreichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Schulstiftung.

Bruttokostenmodell anzuheben und die Regierungskoalition hat die Zuschüsse in bisher zwei Schritten nämlich zum 1.1.2012 und zum 1.8.2013 erhöht und damit jetzt erstmalig einen sogenannten Kostendeckungsgrad von 75,4 % erreicht, bei einzelnen Schularten liegt der sogar deutlich darüber. Eine weitere Erhöhung der Zuschüsse ist ab dem 01. August 2014 im Umfang von 6,7 Millionen Euro mit einer Jahreswirkung von 16 Millionen geplant. Meine Damen und Herren, in der Summe bedeutet dies ab 2015 eine jährliche Erhöhung um knapp 40 Millionen Euro an den Privatschulzuschüssen. Diese Erhöhung angesichts der aktuellen Haushaltssituation, der Diskussion um die Haushaltskonsolidierung zu erreichen, das hat einige Überzeugungsarbeit bedurft, und ich kann Ihnen glaubhaft versichern, das war und ist immer noch das Bohren dicker Bretter! Die Erhöhung der Zuschüsse ab dem 1.8.2014 ist nach dem Haushaltsbeschluss u.a. an den Einstieg in eine Versorgungsabgabe, und das haben Sie auch angesprochen, für die Lehrkräfte verknüpft, die aus dem öffentlichen Schuldienst an Privatschulen beurlaubt sind. Nun mag man fragen, warum denn das nun erforderlich ist. Der Grund hierfür war unter anderem eine Denkschrift des Landesrechnungshofs, der darin zum wiederholten Mal beanstandet hat, dass es in der Privatschulfinanzierung Bereiche gäbe, in denen Doppelförderung stattfindet. Seien Sie alle versichert: mir ist bewusst, dass die Auswirkungen einer Versorgungsabgabe auf die einzelne Schule je nach Zahl der beurlaubten Lehrkräfte sehr unterschiedlich sein können. Aber Sie haben auch in unseren gemeinsamen Gesprächen herausfinden können, dass wir fair miteinander umgehen wollen und dass wir das, was bis dato an Beurlaubungen stattgefunden hat, in den Blick nehmen und auf die Zukunft orientiert sind. Ich freue mich deshalb sehr, dass die in den letzten Wochen und Monaten stattgefundenen Gespräche mit den Privatschulen und die Überlegungen der Landesregierung, wie und in welcher Höhe die Versorgungsabgabe für die in den Privatschuldienst beurlaubten Lehrkräfte eingeführt werden kann, eingeführt werden soll, ich meine zu einem für alle Seiten akzeptablen Ergebnis geführt hat bzw. führen wird. Ich würde mir wünschen, wenn Sie darin auch erkennen, dass dies ein Zeichen der stetig guten und konstruktiven Zusammenarbeit sein soll. Diese Zusammenarbeit biete ich Ihnen auch weiterhin in diesem Sinne an. Ich stelle diese Zusammenarbeit in die Reihe und sehe sie auch als Bestätigung der bereits erwähnten Tradition der guten Gespräche. Dafür bedanke ich mich sehr herzlich, bei Ihnen allen.



Kostendeckungsgrad, Bruttokostenmodell und Koalitionsverträge – die Vertreterin des Landes Baden-Württemberg gab Einblick in die Arbeit um den Schulhaushalt.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, in der Bildungspolitik geht es ja immer auch darum, gemeinsame Strategien und gemeinsame Ziele zu definieren. Es geht um abgestimmte Bildungskonzepte, also um ein gutes und koordiniertes Miteinander der verschiedenen Akteure, um deren gegenseitige Wahrnehmung und den Austausch. Dennoch müssen die Eigenständigkeit und die spezifische Eigenart aller Träger erhalten bleiben. Mit der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg ist dies in den vergangenen 25 Jahren hervorragend gelungen. Die Stiftung ist heute der größte freie Schulträger in Baden-Württemberg und zählt zu unseren wichtigsten privaten Bildungspartnern. Ich bedanke mich bei Ihnen allen, stellvertretend bei Ihnen Herr Scherer für die ausgezeichnete Arbeit, für das vorbildliche Engagement der Stiftung und ich freue mich stellvertretend für unser Land auf die nächsten 25 Jahre auf eine gute, vertrauensvolle, hervorragende Zusammenarbeit. Ich wünsche der Schulstiftung für ihre weitere Entwicklung und für ihre künftige Arbeit viel Erfolg und Gottes reichen Segen!

Mehr als 1.000 Lehrerinnen und Lehrer vermitteln über 12.500 Schülerinnen und Schülern in den 28 katholischen Schulen der Erzdiözese ein besonderes pädagogisches und christliches Profil, wobei gelebte Solidarität, soziale Sensibilität und Gemeinsinn seit 25 Jahren wichtige Erziehungsziele sind.





Grüßwort | **Generalvikar Dr. Fridolin Keck**

Dank und Einladung

Dank an Prof. Dr. Joachim Bauer für seinen tiefeschürfenden Vortrag, in dem wir Voraussetzungen für eine erfolgreiche Arbeit an den Schulen mit den Kindern und Jugendlichen aus medizinischer und psychologischer Sicht reflektiert bekamen. Für mich war es besonders eindrucksvoll, aus berufenem Munde zu hören: Wo wir Menschen ansehen, da erfahren sie „Ansehen“, Bedeutung und Anerkennung. Und indem wir sie ansehen, sieht Gott sie an, schenkt er ihnen Ansehen. Und dieses Ansehen, das Gott schenkt, nennen wir Theologen „Gnade“.

Dank an die Gesprächsrunde mit Frau Dr. Jakobs für die aus ganz unmittelbarer Erfahrung gewährten Einblicke in unsere Stiftungsschulen.

Dank an Frau Staatssekretärin von Wartenberg für Ihr Wort und Ihre Erinnerung, dass Erziehung und Bildung eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe und auch ein gemeinsamer Auftrag von Staat und Kirche sind.

Das ist uns ja als Kirche ein besonderes Anliegen: Kirchliche Erziehungsarbeit hat immer eine gesamtgesellschaftliche Komponente. Wir verstehen unsere Bemühungen auch als einen Dienst an der Gesellschaft. Ganz bewusst wollen wir eine öffentliche Aufgabe erfüllen. Dabei sind wir auf vielfältige Unterstützung und Kooperation angewiesen. So bin ich Ihnen, sehr geehrte Frau von Wartenberg, als der Vertreterin des Ministeriums für Kultus, Jugend und Sport für vielfache und wohlwollende Unterstützung in personellen und finanziellen Anliegen sehr dankbar.

Dank an die Musikerinnen, an die Bigband „Swing sisters“ vom St. Ursula-Gymnasium unter der Leitung von Mark Schätzle und Felix Berndt.

Besonderen Dank sage ich der Schulstiftung und ihren Schulen für 25 Jahre erfolgreiche Arbeit und verbinde diesen Dank mit den besten Wünschen für die Zukunft.

Aufrichtigen Dank sage ich Ihnen, sehr geehrter Herr Dr. Weisbrod als dem ersten Direktor der Schulstiftung, die Sie zusammen mit Generalvikar Dr. Robert Schlund vor 25 Jahren aus der Taufe gehoben haben. Dank auch Herrn Dr. Otto Bechtold für die Förderung der Schulstiftung als Generalvikar von Erzbischof Dr. Oskar Saier.

Dank Ihnen, lieber Herr Scherer und allen Ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, dem Stiftungsvorstand und allen Mitgliedern des Stiftungsrates für die engagierte Weiterentwicklung der Schulstiftung und für die beachtenswerten pädagogischen, religiösen,

sozialen Akzente, die Sie gesetzt haben – heute vor allem für 25 Jahre erfolgreicher Arbeit – verbunden mit den besten Wünschen für die Zukunft.

Lassen Sie mich schließen mit Worten, die Erzbischof Dr. Oskar Saier zum 10-jährigen Stiftungsjubiläum im Blick auf Edith Stein formulierte:

Es ist das Ziel katholischer Bildung, dass der junge Mensch ... ein wahrer Mensch und wahrhaft er selbst wird. Es geht um die kontinuierliche Arbeit an der Entfaltung der Persönlichkeit der Schülerinnen und Schüler durch das Vorbild der Erzieherinnen und Erzieher als glaubwürdige Zeugen gelebten Glaubens.



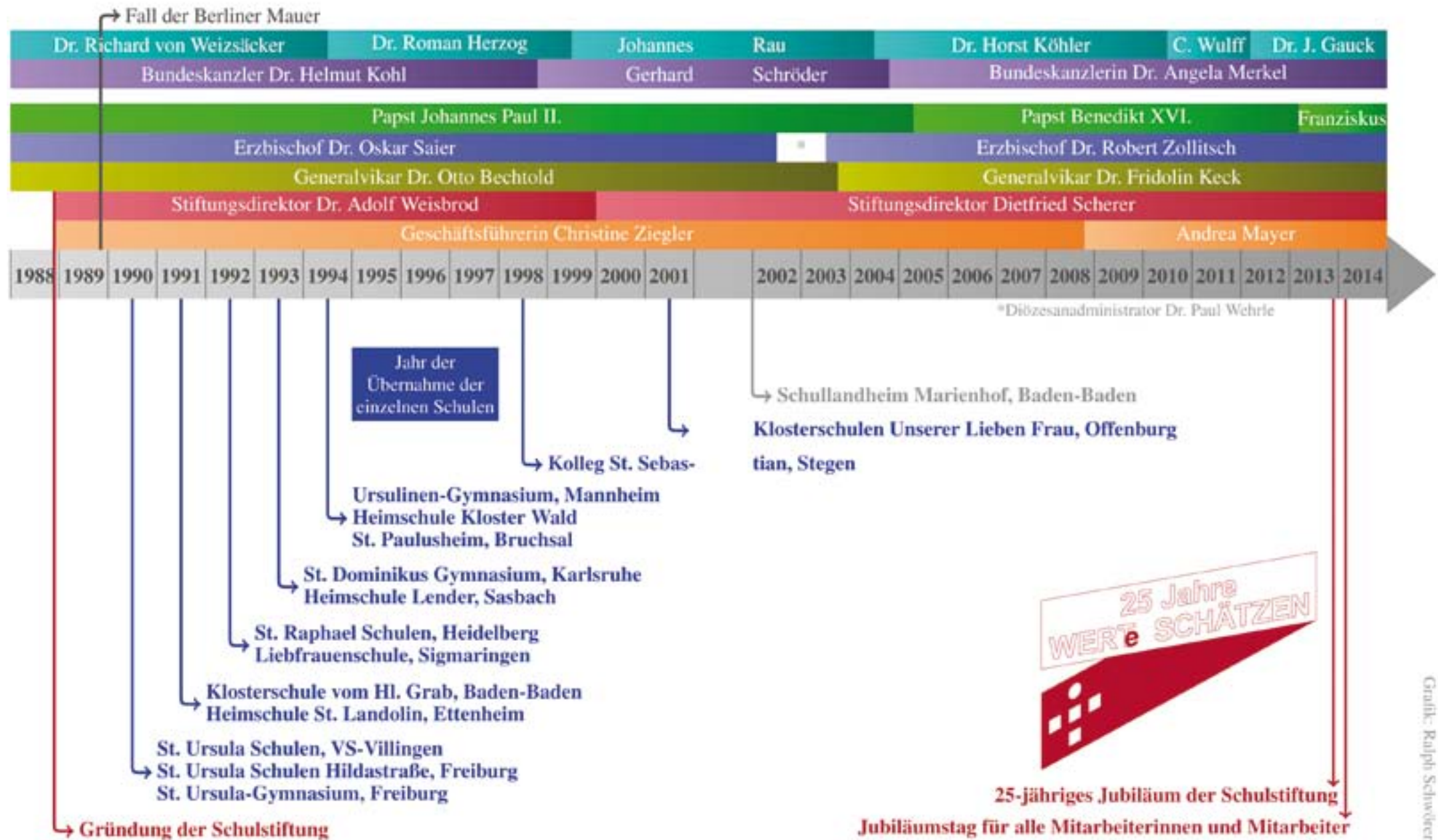


„Ich fühlte mich an diesem Tag von der Stiftung gesehen und gewürdigt. Der Dank hat gut getan.“



Bild oben, v.l.n.r.: Vorstandsmitglied Akademedirektor Herkert, Schulpräsident Prof. Dr. Schnatterbeck, Erzbischof Dr. Zollitsch, ehemaliger Vorsitzender des Stiftungsrats Generalvikar em. Dr. Bechtold

25 Jahre Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg





Schulstiftung der
Erzdiözese Freiburg



25 Jahre
WERT® SCHÄTZEN



Schulstiftung der
Erzdiözese Freiburg



Stiftungsdirektor Dietfried Scherer

25 Jahre WERTe SCHÄTZEN

Christlicher Werte horizon t, Bildung und Erziehung

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, herzlich willkommen in Freiburg.

Das hier ist die Schulstiftung: 1.300 Frauen und Männer an 14 Schulstandorten von Mannheim und Heidelberg im Norden bis Freiburg im Südwesten, bis Sigmaringen und Wald im Osten.

Jeder und jede einzelne von uns arbeitet an seinem Platz an einer Zukunftsaufgabe: Bildung und Erziehung junger Menschen in einem christlichen Werte horizon t, mit dem Ziel, diesen Kindern und Jugendlichen ein Leben in Mündigkeit und Selbstverantwortung zu ermöglichen' und sie zur Übernahme von Verantwortung für andere und Verantwortung für die Gesellschaft zu motivieren.

Seit nun 25 Jahren sind diese Werte das, was die Stiftungsschulen ausmacht. Diese Werte sind das, was unsere Schulen von anderen Schulprofilen unterscheidet.

25 Jahre WERTe SCHÄTZEN und wertschätzen gelingt nicht durch ein vorgeschriebenes Programm oder ein Papier, sondern nur im täglichen Miteinander, im Bemühen jedes und jeder Einzelnen, das Gegenüber in seiner Einmaligkeit als wertvoll wahrzunehmen, wertzuschätzen und zu respektieren. Diese erfüllende und anstrengende Arbeit gelingt nur im Zusammenwirken aller.

Deswegen wollten wir das 25-jährige Jubiläum der Schulstiftung nicht nur in einem kleinen Kreis von geladenen Gästen und Delegationen der Schule feiern, sondern mit Ihnen allen, die Sie in ganz unterschiedlichen Berufsfeldern in der Schulstiftung tätig sind.

Mit uns feiert heute Herr Generalvikar Dr. Fridolin Keck. Ich grüße Sie herzlich und dankbar nicht nur als Vorsitzenden des Stiftungsrates, sondern auch als hohen Vertreter der Erzdiözese Freiburg, die seit 25 Jahren Garant dafür ist, dass die Stiftungsschulen einen großen und unbestrittenen Stellenwert in unserer Diözese und nicht zuletzt auch im Diözesanhaushalt haben.



Ganz großes Kino – Dietfried Scherer hieß alle im Konzerthaus herzlich willkommen. Nach dem festlichen Teil im Freiburger Münster, standen am 24. Februar Vorträge und Workshops auf dem Programm.

Ein besonderes Willkommen gilt den Mitgliedern des Stiftungsrats und Vorstandes der Schulstiftung sowie den Pensionären, an deren Spitze ich meinen Vorgänger, den Gründungsdirektor der Schulstiftung, Herrn Dr. Adolf Weisbrod, besonders herzlich begrüße. Sie haben vor 25 Jahren das Fundament für unsere heutige Arbeit gelegt. Dadurch wurden die katholischen Schulen langfristig in ihrer Existenz gesichert und der Grund dafür geliefert, dass wir heute dieses Jubiläum feiern können.

Wir freuen uns über das Kommen von Bildungsfachleuten aus Kirche und Staat und heißen auch die Vertreter der Medien herzlich willkommen, die dafür sorgen, dass Bildung und Erziehung auch in den Medien ihren wichtigen Platz haben.

Meine Damen und Herren, freuen Sie sich heute an den vielen unterschiedlichen inhaltlichen Impulsen, am gemeinsamen Essen und Trinken, an interessanten Begegnungen und am Miteinander. Es besteht die realistische Chance, dass Sie heute Abend mindestens zehn freundliche, sympathische Menschen neu kennengelernt haben – und das nicht im virtuellen Raum, sondern in der konkreten Realität!

Zunächst aber lernen Sie unsere Schulen kennen. Ihre eigene ist Ihnen vertraut. Trotzdem bin ich sicher, dass die Bilder und Perspektiven, die Sie nun gleich sehen werden, für Sie vielfach neu sein werden. Darüber hinaus erhalten Sie auch Einblicke in alle anderen Stiftungsschulen. Sie werden merken, was uns alle zusammen ausmacht: Gebäude, Räume, Menschen – vor allem aber die Art und Weise, wie wir auf die Menschen schauen.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Ein Tag der Wertschätzung, an dem wir und die uns verbindenden Werte spürbar geschätzt werden.

*Wegweisend für den Jubiläumstag:
Die Teilnehmergeausweise*

Ganz herzlichen Dank für den Jubiläumstag, den Sie uns geschenkt haben. Ein ganz besonderes Lob geht auch an die Verantwortlichen der Dekoration. Der Rolf-Böhme-Saal war wunderschön hergerichtet.





P. Klaus Mertes SJ

Dankbarkeit – über die Freude des Gebens und Nehmens

1. Der Rang der Dankbarkeit

In seiner göttlichen Güte erwäge ich... dass unter allen vorstellbaren Übeln und Sünden die Undankbarkeit eines der... am meisten zu verabscheuenden Dinge ist, weil sie Nichtanerkennung der empfangenen Güter, Gnaden und Gaben ist, Ursache, Ursprung und Beginn aller Sünden und aller Übel; und umgekehrt, wie sehr die Anerkennung und Dankbarkeit für die empfangenen Güter, Gnaden und Gaben sowohl im Himmel wie auf der Erde geliebt und geschätzt wird.“ Das schreibt Ignatius von Loyola (1491–1556) an einen Mitbruder. Dankbarkeit ist ein Schlüsselthema der ignatianischen Spiritualität. Aber das gilt natürlich nicht nur für diese Spiritualität, sondern für die gesamte biblische Tradition. Die Bibel beginnt mit einem Danklied über die Schöpfung. Das Danken ist grundgelegt in der Beziehung zwischen Schöpfer und Geschöpf. Das Geschöpf nimmt sich selbst dankend aus der Hand des Schöpfers an. Es erkennt in den Gaben des Schöpfers nicht nur die Gaben, die vom Schöpfer zu unterscheiden sind, sondern auch den Schöpfer selbst, seine Liebe.

Nun kann es für das Geschöpf manchen Grund geben, lieber nicht geschaffen sein zu wollen, weil es sich selbst, das eigene Leben oder das Leben überhaupt nicht mehr als Gabe sehen kann. Diese Erfahrung ist der Schrift nicht unbekannt. In den Klagepsalmen wünschen sich die Beter zurück in die Zeiten vor ihrer Existenz im Mutterschoß. Das Buch Hiob stellt die Frage nach dem Leiden in den Mittelpunkt. Es endet mit den Reden Gottes, mit dem Hinweis auf seine Schöpfermacht. Die Dankbarkeit kommt als Hoffnungsperspektive zum Tragen: „Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken“, heißt es im Psalm an die Adresse des leidenden Gerechten.

Dass Dank ein Schlüsselwort der gesamten christlichen Tradition ist, scheint mir jedenfalls so selbstverständlich, dass ich nur am Rande noch auf einige Belege hinweise. Die zentrale liturgische Feier des Christentums ist die Feier des Dankes: Eucharistie. „Er nahm das Brot, dankte, brach es und reicht es den Seinen.“ Die Briefe von Paulus fließen von ständigen Danksagungen über, für eingegangene Spenden ebenso wie für die Annahme des Evangeliums. Da macht er keinen so großen Unterschied. An anderer Stelle benutzt er den auffälligen Ausdruck „den Dank vervielfältigen“ – so als könne man Dank quantitativ aufhäufen. Vermutlich muss man es genauso verstehen. Es geht um eine Übung der

Dankbarkeit. Der Apostel sehnt sich nach der Begegnung mit seiner Gemeinde, um ihr berichten zu können, wofür er inzwischen alles danken kann, seit sie sich getrennt haben, und um zu hören, wofür sie alles danken können. Die Kommunikation in der Gemeinde ist ein Austausch von Dank – nicht nur, aber vor allem.

2. Dank als Forderung der Gerechtigkeit

Dank ist eine Forderung der Gerechtigkeit. So sieht es die antike philosophische Tradition. Die Pflicht, empfangene Wohltaten zu erwidern, gilt bei Sokrates als eines der „ungeschriebenen Gesetze“, als Gesetz also, das universal gilt, weil es von den Göttern überall erlassen wird. Das vergeltende Wohl tun ist die positive Variante des Schadensersatzprinzips und gehört somit in den Bereich der Gerechtigkeit.

Der Gedanke, dass Dankbarkeit eine Forderung der Gerechtigkeit sei, besticht. Dankbarkeit als gerechter Lohn. Aber der Gedanke wird dann doch wieder in der biblischen Tradition relativiert. Was könnte das Geschöpf seinem Schöpfer zurückgeben, was es nicht schon vorher vom ihm empfangen hätte? Es muss also, von Gott her gedacht, ein Geben existieren, das gar nicht mit der Gegengabe rechnet. Anders gesagt: Gott verlangt nicht die Gegengabe des Dankes als Erfüllung eines Gebotes der Gerechtigkeit ihm gegenüber. Manche empfinden das als demütigend. Gott immer oben, der Mensch immer unten. Gott immer großzügig, der Mensch gar nicht fähig, auch nur annähernd so großzügig zu sein. Hier deutet sich ein zentrales Motiv der neuzeitlichen Religionskritik am Christentum an.

Man kann den Gedanken allerdings auch umdrehen. „Ahmt Gott nach“, so heißt es im Epheserbrief. Es müsste also auch dem Menschen ein Geben möglich sein, das vollkommen frei ist von dem Anspruch auf die Gegengabe des Dankes. Ob das Menschen gelingen kann, ist fraglich. Ich glaube aber, dass es Beziehungskonstellationen gibt, in denen man von dem do-ut-des-Denken loskommen muss, um dem Charakter der Beziehung überhaupt gerecht zu werden. Dazu gehört – in der entscheidenden Substanz, die nicht mehr messbar ist – auch die Lehrer-Schüler-Beziehung. Und damit bin ich bei Ihnen angelangt, liebe Kolleginnen und Kollegen. Ich könnte auch sagen: Bei mir selbst als Lehrer. Und schließe in diesen Begriff im Folgenden auch alle anderen Mitabreitenden an den Schulen der Schulstiftung mit ein.

*„In nova fert animus mutatas dicere formas corpora.“
Professor Mertes sprach über alte Lateinlehrer, unglückliche Abscherze
und über Zusammenhänge von Dankbarkeit und Wertschätzung*

Ich gestehe: Ich bin kein selbstloser Lehrer. Ich sehne mich als Lehrer nach Dankbarkeit. Nicht so sehr nach der Dankbarkeit oder auch „Wertschätzung“ der Vorgesetzten oder des Schulträgers, sondern vielmehr nach der Dankbarkeit der Schüler und, mit entsprechender Abstufung, nach der Dankbarkeit der Eltern. Undankbarkeit, ausbleibende Dankbarkeit schmerzt. Ich empfinde sie nach dem antiken Muster als ungerecht.

Bleiben wir der Kürze halber bei der Lehrer-Schüler-Beziehung. Ich sehne mich nach der Dankbarkeit der Schülerinnen und Schüler. Spätestens beim Abschied von der Schule – beim Abitur – wünsche ich mir einen Handschlag und ein „Danke“ auf Augenhöhe. Ich komme nicht ganz los von der Vorstellung, dass das spätestens jetzt angemessen und gerecht wäre. Doch ich habe mich zugleich von diesem Wunsch verabschiedet. Ich weiß: Auch beim Abi wollen die Schüler noch ein letztes Mal Schüler sein – und legen mir lieber einen Misthaufen in Form eines „Abi-Scherzes“ vor die Tür als einen Blumenstrauß. Sie denken mehr an sich als an mich. Narzissmus ist das Vorrecht der Jugend. Sie feiern sich, nicht mich als Lehrer. Ich muss das akzeptieren und mich in die bittere Erkenntnis fügen: Die Selbstlosigkeit in meinem Beruf, zu der ich aus eigener Kraft nicht fähig bin, wird mir im Regelfall durch die Verhältnisse aufgezwungen, durch die Systemlogik der Schule.

3. Dankbarkeit und Schule

Mein Lateinlehrer war ein strenger Mann. Sein präziser Umgang mit Grammatik und Vokabelbedeutung war bei uns Schülern gefürchtet. Als wir in der Mittelstufe den ersten lateinischen poetischen Text lesen sollten – Ovids Metamorphosen –, gab er uns das Proömium zur Übersetzung als Hausaufgabe auf. „In nova fert animus mutatas dicere formas corpora.“ In der nächsten Stunde setzte er sich vor uns hin und skandierte diesen erschreckend unverständlichen Text zunächst mit nieselnder Stimme. Wir duckten uns, als er aufblickte. Jeder fürchtete sich, zum Übersetzen aufgerufen zu werden. Doch zu unserem Erstaunen nahm er niemanden zur Übersetzung dran, sondern blickte schweigend in die Ferne; wir sahen eine Träne in seinen Augen schimmern. Schließlich seufzte er und sagte: „Jungs, ist das nicht wunderbar?“

Ich könnte noch viele andere Geschichten über diesen Lehrer erzählen. Einen ganzen Roman. Doch ich beschränke mich jetzt auf den Anblick dieses in die Schönheit eines Textes



versunkenen, selbstvergessenen Lehrers. Die Erinnerung ist mir unvergessen. Oft trafen wir ehemalige Schüler uns und verbrachten wunderbare, nostalgische Erinnerungsabende, in denen wir Geschichten über diesen und andere Lehrer erzählten. Auch nach 20 Jahren waren wir noch nicht müde, immer wieder zu lachen, zu staunen und unsere Lehrer nachträglich zu bedenken in ihren Stärken und Schwächen. Lehrer bleiben ja immer Vorbilder, im Positiven wie im Negativen. Man kann als Schüler ja auch dadurch Orientierung am Lehrer finden, indem man am Vorbild erkennt, wie man nicht werden will.

Spaß beiseite. 20 Jahre nach meinem Abitur wollte ich meinen alten Lateinlehrer besuchen. Ich hatte inzwischen gemerkt, dass wir ihm nicht nur ewige Geschichten zu verdanken hatten, an denen wir uns alle Jahre wieder neu erfreuten, sondern auch Sinn für Grammatik und Sprache, für die Schönheit von Dichtung, für den Zusammenhang von Leidenschaft und Formenstrenge, und so weiter. Ich rief bei ihm zu Hause an, doch am anderen Ende des Telefons sagte mir seine Frau, dass ihr Mann vor einigen Monaten verstorben sei. Ich war mit meinem Dank zu spät angekommen. Ich hole ihn hiermit heute nach.

Bin ich den Schülern dankbar? Ignatius wurde einmal gefragt, warum Jesuiten Lehrer werden sollen. Er antwortete mit 15 Punkten. Der erste Punkt überrascht mich bis heute: „Jesuiten lernen am besten, wenn sie lehren.“

Seit diesem Erlebnis bin ich umso dankbarer dafür, wenn Dankbarkeit bei mir ankommt; nicht beim Abi, wenn ich sie erwarte, sondern Jahre später, wenn ich sie nicht mehr erwarte. Dann erst ist die Dankbarkeit

wirklich im vollen Sinne des Wortes ein selbstloses Geschenk: Schüler und Schülerinnen, die Jahre später zu mir kamen und sich bei mir bedankten – oft für Dinge, die mir gar nicht bewusst waren oder die ich auch gar nicht als Gabe gedacht hatte; eine Nebenbemerkung von mir, eine spontane Reaktion in einer besonderen Situation, ein ermunterndes Wort, eine Vertretungsstunde, ein Moment selbstvergessener Begeisterung, den ich längst vergessen hatte, die ehemaligen Schüler aber nicht. Solche Begegnungen der Dankbarkeit gehören zu den schönsten Erfahrungen des Lehrerlebens. Sie sind die größte Freude des Lehrerlebens. Sie haben mich auch gelehrt, dass der beste Dank der ist, den man gar nicht erwartet – weswegen es ja so notwendig und hilfreich ist, sich rechtzeitig von Erwartungen, so legitim sie sind und bleiben, zu lösen. Der Misthaufen vor der Tür des Lehrerzimmers wird auch beim nächsten Abi wieder kommen. Und dann bleiben wir gespannt, was danach noch kommen wird.

Es gibt aber noch die andere Frage, die Frage an mich als Lehrer: Bin ich den Schülern dankbar? Ignatius wurde einmal gefragt, warum Jesuiten Lehrer werden sollen. Er antwortete mit 15 Punkten. Der erste Punkt überrascht mich bis heute: „Jesuiten lernen am besten, wenn sie lehren.“ Das gilt für uns Lehrerinnen und Lehrer allgemein: Wir lernen am besten, wenn wir lehren. Wir haben selbst etwas davon. Wir können dankbar sein, dass wir Lehrer sind. Unser eigenes Lernen verdanken wir vor allem den Schülern – nicht deswegen, weil es die Intention der Schüler wäre, uns etwas beizubringen, sondern weil wir in der Begegnung mit ihnen etwas lernen.

Wofür kann ich den Schülern danken? Machen wir diese Übung der Dankbarkeit: Für ihr Vertrauen. Für ihre Mühe, den Lernstoff zu bearbeiten und daraus Erkenntnisse zu gewinnen. Dafür, dass sie sich auf meine verrückten Arbeitsaufträge einlassen. Für ihre Geduld mit mir und meinen Schwächen. Für ihre Geduld mit den Mitschülern, die für sie mindes-

tens genauso anstrengend sind wie für mich. Dafür dass ich mit ihnen zusammen lerne. Das Leben an einer Schule wird von den Schülerinnen und Schülern getragen, keineswegs nur von Erwachsenen. Auch das vergesse ich nicht und übe jeden Tag, es zu sehen.

Die Übung der Dankbarkeit lässt sich fortsetzen: Wofür kann ich den Eltern danken, wofür meinen Kolleginnen und Kollegen? Blinde können keine Blinden führen. Undankbare Menschen können andere Menschen nicht zur Dankbarkeit führen. Wer nur Gott danken kann, aber Menschen nicht, kann auch Gott nicht danken, der uns ja in Menschen begegnet, am meisten in denen, mit denen wir täglich in Schule und Internat zusammen sind. Die Übung der Dankbarkeit ist deswegen auch eine Schlüsselübung der Lehrerspiritualität gerade an kirchlichen Schulen.

Nehmen Sie jedenfalls den heutigen Tag auch als Zeichen der Dankbarkeit der Schulstiftung für Ihr Wirken an den Schulen der Schulstiftung. Denn, um abschließend noch einmal Ignatius zu zitieren: „In seiner göttlichen Güte erwäge ich... dass unter allen vorstellbaren Übeln und Sünden die Undankbarkeit eines der... am meisten zu verabscheuenden Dinge ist.“ Und das gilt natürlich auch für die Schulstiftung, die sich eben deswegen heute und hiermit bei Ihnen bedankt.

Alles war perfekt! Der Tag war gelebte Wertschätzung!


Wolfgang Endres

Satz mit X

Kleine Rechenaufgabe für die geladenen Festgäste

Wolfgang Endres führte in seiner Einführung als Konzentrationsübung ein kleines Lernexperiment in Form einer Kopfrechenaufgabe durch:

- Wählen Sie als erste Zahl die Zahl aus, seit wie viel Jahren Sie bei der Schulstiftung tätig sind (diejenigen, die noch nicht ein ganzes Jahr dabei sind, nehmen die Anzahl der Monate). Jetzt haben Sie eine Zahl, die irgendwo zwischen 1 und höchstens 25 liegen sollte. Das war aber noch nicht die Übung.
- Verdoppeln Sie bitte diese Zahl.
- Bitte addieren Sie als nächstes 2 dazu.
- Jetzt multiplizieren Sie bitte mit 100.
- Nun halbieren Sie diese Zahl.
- Subtrahieren Sie dann von der Zahl, die Sie jetzt vor sich sehen, Ihren Geburtsjahrgang ohne die voranstehende 19.
- Addieren Sie dann 13 dazu.
- Diejenigen, die in diesem Jahr schon Geburtstag hatten, addieren noch einmal 1 dazu.

Wenn Sie jetzt richtig gerechnet haben, erhalten Sie vorne Ihre Ausgangszahl und die beiden weiteren Ziffern haben direkt etwas mit Ihnen zu tun, denn diese sagen Ihnen, wie alt Sie heute sind.

Wir haben uns durch diese Rechenaufgabe also alle auf einem Level getroffen. Und das ist das Schöne, denn es gibt ganz viel Unterschiede in der jeweiligen einzelnen Zahl, und trotzdem haben wir etwas Gemeinsames gefunden. Und es wird Ihnen bei den vielen Beiträgen im Laufe des Tages auch so gehen, dass Sie das eine oder andere entdecken, wo Sie sagen, das kenne ich, das kommt mir sehr bekannt vor und das hat auch mit mir ganz unmittelbar zu tun, aber in dieser Form habe ich es bisher noch nicht entdeckt oder wahrgenommen. Und so ein Tag wie der heutige kann dazu dienen, das Neue im Bekannten zu entdecken, so wie Sie in den Bildern der AV-Show auch an Ihrer Schule Neues entdeckt haben. Und Sie haben vielleicht Bekanntes im Neuen gesehen.

Auflösung der Rechenaufgabe:

Mit einer einfachen mathematischen Formel lässt sich dieser Zusammenhang erklären. Wenn x eine beliebige Zahl ist (also hier die Anzahl der Beschäftigungsjahre bei der Schulstiftung) und y das Geburtsjahr ohne die 19, so lassen sich die Rechenoperationen vereinfachen zu:

$$(2x + 2) \cdot 100 : 2 - y + 13 = 100 \cdot x + 100 - y + 13 = 100 \cdot x + 113 - y$$

Das Ergebnis $100 \cdot x + 113 - y$ ist eine Zahl, deren letzten beide Ziffern die Zahl $113 - y$ bilden. Es ist nicht außergewöhnlich, dass im Jahr 2014 die Summe aus dem Geburtsjahr und dem Alter, das man in diesem Jahr erreicht, immer 114 ergibt, vorausgesetzt die Person ist im 20. Jahrhundert geboren. Hat man also noch nicht Geburtstag gehabt, ist man $113 - y$ Jahre alt. Ansonsten beträgt das Alter $114 - y$, weshalb dann 1 addiert werden musste. Der Term $100 \cdot x$ führt dazu, dass die beliebige Zahl x den vorderen Teil des Ergebnisses bildet.

Es war ein sehr schöner und interessanter Tag, den ich sehr genießen konnte.



Michaela Brohm

Motivation und Positive Psychologie: **Wie wir Lernende leistungsstark und glücklich machen**

Menschen wollen wachsen, sich entwickeln und lernen. Und hierbei spielt die Motivation eine wichtige Rolle: Sie ist eine wichtige Lebens- und Lernenergie. Und grundlegend für den Lernerfolg.

Was können wir tun, damit unsere Schüler/innen, unsere Kinder, unsere erwachsenen Lerner anfangen, dranbleiben, abschließen? Wie bewegen wir? Und auch: Wie können wir Menschen unterstützen, sich selbst zu motivieren? Was wirkt?

- Es gilt vor allem – simpel aber richtig: Wir können nur motivieren, wenn wir selbst motiviert sind; indem wir ein Lern- und Leistungsmodell sind. Denn das Lernen am Modell ist immer noch eine der stärksten, empirisch nachgewiesenen, Wirkkräfte in pädagogischen Beziehungen. Kinder lesen gerne, wenn sie sehen, dass die Eltern gerne lesen, spielen gerne Klavier, wenn die Bezugspersonen gerne musizieren, oder zumindest Klaviermusik sehr wertschätzen, rechnen gerne, wenn... Wollen wir ein spezifisches Verhalten stärken, müssen wir im Kontakt mit dem Lernenden dieses spezifische Verhalten selber zeigen.
- Und das wichtigste Verhalten, das wir zeigen können, ist der Glaube an unsere eigene Wirksamkeit (als Lehrkraft) und die Wirksamkeit des Lernenden – also an dessen Tüchtigkeit. Hohe Selbstwirksamkeitserwartungen sind zentral: „Ich schaffe das! Ich kann das! Wenn ich es nicht kann, kann ich es lernen! Du schaffst das! Du kannst das! Das fliegt dir doch zu! Und falls der Lernende es doch nicht kann, ein warmes: „Du kannst das NOCH nicht!“ Das beinhaltet das Vertrauen in das „Lernen können“ – in das Wachstum. Verhängnisvoll sind Botschaften in die umgekehrte Richtung („Hast du das wieder nicht kapiert...“, „War ja klar, dass du wieder eine xy schreibst! Du bist faul, doof, dumm, blöd... was auch immer“). Geben wir unseren Kindern, Schüler/innen, erwachsenen Lernenden hingegen das Gefühl, etwas bewirken zu können, so fangen sie tendenziell eher an, bleiben eher dran und schließen die Aufgaben ab. Das Gefühl wirksam zu sein, führt geradewegs in eine aufsteigende Wirksamkeitsspirale – also Erfolgsspirale...

- Ein optimales Erregungsniveau während des Lernens erhöht die Motivation und den Spaß: Deshalb sollten langweilige Aufgaben aufgepeppt werden (gegen die Uhr lernen, mit oder ohne Musik lernen, fertig sein, wenn die CD zu Ende ist usw.) und zu schwierige Aufgaben vereinfacht werden (in kleine Teilschritte zerlegen, Etappenziele festlegen usw.).
- Hohe Leistungserwartungen schaffen tendenziell eher hohe Leistungen, niedrige Leistungserwartungen schaffen niedrige Leistungen. Wobei die Aufgabe natürlich passen muss.

Kinder, Jugendliche, erwachsene Lernende können sich selbst motivieren, indem

- sie sich Ziele setzen und
- daran arbeiten, sich selbst positiv wahrzunehmen,
- daran glauben, wirkungsvoll zu sein,
- sich als kompetent erleben,
- Erfolge und Misserfolge motivationssteigernd begründen und
- die eigenen Handlungen kontrollieren, indem sie z.B. die Aufmerksamkeit steuern.

Die folgenden Tipps richten sich an die Schülerinnen und Schüler selbst und dienen als kurze Gedankenstütze (ausführlicher siehe Literaturhinweis):

Tipp 1

Nimm dich selbst bewusst wahr. Frage dich dazu öfter am Tag: Womit beschäftige ich mich gerade? Was denke ich gerade? Was fühle ich gerade?

Tipp 2

Wenn du deine Leistungen verbessern willst (z. B. in der Schule oder im Sport), überlege genau, was du erreichen willst, schreibe jeden kleinen Fortschritt auf und sei stolz auf deine Fortschritte!

Tipp 3

Wenn du etwas an dir selbst oder deinem Verhalten nicht magst, sprich mit der inneren

Stimme deiner besten Freundin/deines besten Freundes zu dir selbst. Denke darüber nach, was sie/er dir sagen würde.

Tipp 4

Finde bei Erfolgen die Ursache in dir selbst, gehe bei Misserfolgen davon aus, dass du die Situation positiv verändern kannst.

Tipp 5

Suche dir ein Umfeld (Verein, Freunde ...), in dem du dich akzeptiert und wertgeschätzt fühlst. Gib in deinem Umfeld (Klasse, Familie ...) anderen Menschen Anerkennung und Wertschätzung.

Tipp 6

Setze dir Ziele, um deine Persönlichkeit zu entwickeln und deine Ideen in verschiedenen Lebensbereichen zu verwirklichen (z. B. Schule, Familie, Freunde, Sport, Musik).

Tipp 7

Wenn du dir ein Ziel setzt, solltest du es selbst erreichen können.

Formuliere es

- schriftlich,
- so, dass du es mit eigener Anstrengung erreichen kannst,
- klar und konkret,
- messbar,
- positiv formuliert,
- mit Endtermin,
- realistisch, aber herausfordernd,
- gegenwartsorientiert.

Tipp 8

- Sei aufmerksam und bleibe es!
- Sei motiviert und bleibe es!

- Habe während des Arbeitens gute Gefühle und lass dich auch von Misserfolgen nicht aus der Bahn werfen!
- Richte deine Umgebung so ein, dass du sehr gut darin arbeiten kannst!

Tipp 9

Um erfolgreich zu sein und deine Ziele nicht aus den Augen zu verlieren, ist es wichtig, mit einer positiven Arbeitshaltung an die Aufgaben zu gehen. Um das zu erreichen, kannst du dich beispielsweise freudig verhalten, die Aufmerksamkeit auf positive Aspekte richten, Entspannungsübungen durchführen, dir ausmalen, wie es ist, wenn du die Aufgabe erfolgreich abgeschlossen hast, und mit Humor an die Sache herangehen.

Tipp 10:

Feiere deine Erfolge!

Ich habe den Eindruck, dass dieser Tag für das Kollegium identitätsstiftend war.



Wolfgang Endres

Die 10 größten Erziehungs-irrtümer – und wie wir es besser machen können

Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen!

Sie haben den renommierten Hirnforscher Ralph Dawirs erwartet. Doch ich muss Ihnen leider mitteilen, dass Herr Dawirs erkrankt ist. Ich habe ihn vor einigen Tagen besucht und mit ihm über Möglichkeiten einer Vertretung gesprochen.

Ihre Enttäuschung verstehend, darf ich Ihnen nun die 10 Erziehungsirrtümer vorstellen. Und ich beginne, vielleicht, mit einer nächsten Enttäuschung für Sie. Denn ich habe „die 10 größten Erziehungsirrtümer“ nicht entdeckt. Weder in dem Gespräch mit Herrn Dawirs, noch in seinem Buch. Aber dafür habe ich viele größere und kleinere solcher Irrtümer aufspüren können.

Und 10 davon möchte ich Ihnen vorstellen. Dabei stütze ich mich auf die Erkenntnisse von Ralph Dawirs und ergänze sie um eigene Erfahrungen als Erzieher, Vater und Großvater. Und ich stütze mich auf Erinnerungen an meine eigene Kindheit ...

Dazu gehören auch diese beiden.

Max und Moritz haben mehr Schaden angerichtet als manche Jugendbände. Trotzdem sind sie auch 150 Jahre, nachdem Wilhelm Busch sie zum ersten Mal vorgestellt hatte, der Deutschen liebste Problemkinder.

Wir erfahren aber nichts über ihre Erziehung, ihre Eltern oder ihre Erziehungsberechtigten. Was heißt überhaupt „Erziehungsberechtigte“?

Liegt da schon in dem Begriff ein erster Erziehungsirrtum? Nicht jede/r Erziehungsberechtigte erzieht – und eine Erzieherin oder ein Erzieher ist meist nicht erziehungsberechtigt. Der Begriff Erziehungsberechtigte reduziert das Verhältnis von Eltern zu Kindern auf die

Legitimierung zur Erziehung. Elterliche Erziehung ist in erster Linie keine pädagogische, sondern biologische Kategorie. Erziehung ist „Brutpflege“ – behütetes Lernen – betreutes Lernen.

Irrtum Nr. 1

Was Hänschen nicht lernt ...

Eine Sorge, die viele Eltern und ihre kleinen Kinder in eine permanente Frühförderung treibt. Der Begriff Frühförderung pathologisiert geradezu die freie Entwicklung des Menschen. Besorgte Eltern machen sich Gedanken: Sind „ungeförderte“ Kinder schon vernachlässigte Kinder?

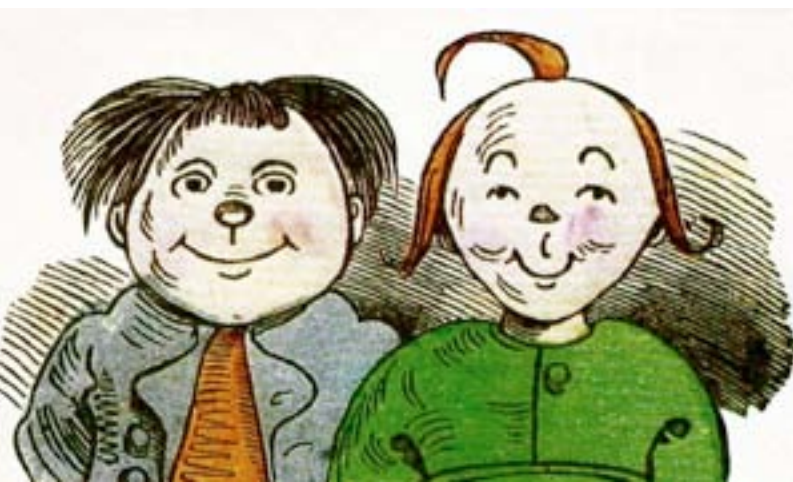
Kinder mögen das Ausprobieren, die Herausforderung, ziehen gerne Schuhe an, die ihnen zu groß sind. Das Kind verschmäht den Bürgersteig, um auf dem Bordstein zu balancieren. Halten Sie Ihr Kind nicht ständig ängstlich davon ab hinzufallen.

Irrtum Nr. 2

Mach nur so weiter ...

Die Aussage „Weiter so!“ ist ein Impuls der Ermunterung und Ermutigung. Die leicht abgewandelte Form „Mach nur weiter so!“ soll das Kind aber besser nicht wörtlich nehmen. Ironie verstehen Kinder aber nicht als Ansporn ihres Leistungswillens. Kinder wollen etwas leisten, Kinder haben Freude an Leistung. Dabei dürfen sie aber nicht ständig zu spüren bekommen, dass sie in erster Linie Erwartungen ihrer Eltern erfüllen sollen.

Andre Agassi, der große Tennisvirtuose, Champion und Olympiasieger wird drei Jahre nach dem Ende seiner Karriere in einem Interview gefragt, wie sich die „Rente“ mit 39 anfühle. Seine Antwort: „Frei! – Ich habe Tennis bis heute nicht vermisst, auch den Wettkampf nicht. Ich mochte ihn nie. Ich konnte nie ertragen, dass ich nicht perfekt sein konnte, ich hielt nicht aus, wie sehr Niederlagen wehtaten. Es gab da keine Balance: Kein Sieg fühlte sich so gut an, wie eine Niederlage schmerzte. Alles fühlte sich so an, als sei ich erschaffen worden, um nie zufrieden zu sein.“ (zit. in Dawirs, Die 10 größten Erziehungsirrtümer, Beltz Verlag, Weinheim. 2011, Seite 135)



„Wenn Sie nur die Hälfte glauben, was Ihr Kind aus der
Schule vom Unterricht erzählt,
bin ich bereit, nur ein Viertel von dem zu glauben,
was Ihr Kind von daheim erzählt.“
Wolfgang Endres spricht über Erziehungsirrtümer

In seiner Autobiografie „Open“ spricht der Tennisstar von seiner deformierten Kindheit. In einem harten Training ließ sein Vater ihn täglich 2.000 und mehr Bälle aus der Ballmaschine parieren. Bei seiner späten Kritik darüber wurde ihm entgegengehalten: Was ist schon so ein bisschen Kindheit, wenn man ewigen Ruhm erlangen kann? Leistungsmotivation braucht andere Impulse. Wichtiger als der Leistungswille ist die Fähigkeit, Niederlagen zu überstehen. Und manchmal hat ein Kind mehr gelernt, als wir vermutet hätten:

Irrtum Nr. 3

Du bist aber auch ein ... (Depp, Trottel, Ferkel, Schwein!)

Wer eine Schweinerei veranstaltet, wird deshalb nicht zum Schwein. Es ist ein Irrtum, Tat und Täter gleichzustellen. So wird Fehlerkultur zur reinen Beschimpfung – vor anderen wird sie auch noch zur Beschämung. Solche Maßnahmen bewirken Angst vor Fehlern. Angst blockiert, statt aus Fehlern zu lernen, aktiviert sie das Vertuschen. Ein wirksames Mittel, Kinder zu stärken, dass sie Fehler zugeben können, ist eine Fehlerkultur mit Diskretion.

Irrtum Nr. 4

Wer einmal lügt ...

Der Hirtenjunge und der Wolf, auch bekannt als Der Schäfer und der Wolf, ist eine Fabel, die Äsop zugeschrieben wird. Die Hauptperson der Fabel ist ein Hirtenjunge, der aus Langeweile laut „Wolf!“ brüllt. Als ihm daraufhin Dorfbewohner aus der Nähe zu Hilfe eilen, finden sie heraus, dass falscher Alarm gegeben wurde und sie ihre Zeit verschwendet haben. Als der Junge kurz darauf wirklich dem Wolf begegnet, nehmen die Dorfbewohner die Hilferufe nicht mehr ernst und der Wolf frisst die ganze Herde (und in manchen Versionen auch den Jungen).

Menschen machen Fehler, dürfen Fehler machen – irren ist menschlich. Wie viele Lügen hört das Kind von Erwachsenen? Wenn sie sich zum Beispiel am Telefon verleugnen lassen oder bei Kommentaren vor oder nach einem Besuch. Oder wie erlebt das Kind das Einhalten von Versprechen? Viele Kinder nehmen den Hinweis „nur noch fünf Minuten!“ nicht mehr ernst. Es empfindet nicht unbedingt eine Lüge dahinter, aber es spürt im Umgang mit Wahrhaftigkeit eine Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit.



Zudem haben Kinder oft eine andere Wahrnehmung von Wahrheit. Sie differenzieren nicht immer, wenn sie etwa aus der Schule berichten: „Die sind alle doof!“ Und auf die Rückfrage „Wer denn?“ kommt es schon mal zu erfundenen Episoden. Für solche Fälle hat eine Grundschullehrerin einmal bei einem Elternabend ein Angebot gemacht: „Wenn Sie nur die Hälfte glauben, was Ihr Kind aus der Schule vom Unterricht erzählt, bin ich bereit, nur ein Viertel von dem zu glauben, was Ihr Kind von daheim erzählt.“

Irrtum Nr. 5

Zum aller-aller-letzten Mal!

Wie oft muss ich dir das denn noch sagen!? Wer verspricht sich davon, dass er Grenzen setzt?

Wer bei Grenzziehung selbst keine Grenzen kennt, weil er ständig nachbessert, (aller-aller-letzten Mal!) zeigt nur seine Hilflosigkeit. Wer Orientierung geben will, sollte nicht zu viele Warnschilder aufstellen: „Ich warne dich!“ Oder die „klare“ Ansage: „Dazu sage ich nichts mehr!“ Dieser Satz ausgesprochen, enthält fünf Wörter zu viel. „Klare Ansage“ in diesem Fall würde bedeuten, das Gemeinte nicht groß ankündigen, sondern ausführen,

danach handeln – das heißt, tatsächlich nichts mehr dazu sagen. Kinder durchschauen solche Szenarien. Sie ahmen uns nach, indem sie ihrerseits die Grenzen ständig verschieben. Kinder sind geübt im Nachahmen und haben ihre Freude daran.

Irrtum Nr. 6

Mach doch, was du willst!

Hinter diesem „Angebot“ stecken Hilflosigkeit und Resignation. Wer bei seinen erzieherischen Bemühungen eine solche Aufforderung ausspricht, vertraut intuitiv darauf, dass sich dieses Angebot als Irrtum erweist. Das heißt, dass das Kind der Aufforderung nicht folgt, sondern jetzt von seinem verbotenen Tun ablässt und das Gebotene tut.

Doch insbesondere bei Kindern, die zur Reaktanz neigen, erweist sich die als Irrtum erhoffte Wirkung als Irrtum. Reaktanz bedeutet, dass Kinder, die sich starkem Druck ausgesetzt fühlen und häufig mit Verboten konfrontiert werden, tun genau das Gegenteil von dem, was von ihnen erwartet wird. Reaktanz ist eine motivationale Erregung mit dem Ziel, die „bedrohte“ Freiheit wiederherzustellen. Und indem Kinder durchschauen, dass Eltern als „letztes Mittel“ einen vermeintlichen Freibrief einsetzen, um sie in die Schranken zu weisen, tun sie eben nicht das Erwartete, sondern nehmen es wörtlich: sie tun jetzt (endlich), was sie wollen.

Irrtum Nr. 7

Manchmal muss man jemanden zu seinem Glück zwingen!

Hinter dieser Haltung steckt meist ein fürsorgliches und gutmeinendes Bemühen. Frei nach Kant lässt es sich jedoch als Erziehungsirrtum darstellen. Denn Erziehung ist das Zulassen von Bildung als Selbstbildung hin zu einem mündigen Leben in Freiheit und Selbstbestimmung. Jemanden zu seinem Glück zu zwingen, würde bedeuten, ihm keine Wahl zu lassen. Ein Kind lernt aber mehr aus einer Entscheidung, die es selbst getroffen hat, und die sich hinterher als falsch herausstellt, als aus einer richtigen Entscheidung, die ihm verordnet wurde.

Ein Kind lernt aber mehr aus einer Entscheidung, die es selbst getroffen hat, und die sich hinterher als falsch herausstellt, als aus einer richtigen Entscheidung, die ihm verordnet wurde.

Irrtum Nr. 8

Mach ein anderes Gesicht!

Warum stört uns der Anblick eines Gesichts, in dem wir ein Gefühl lesen, das uns in dieser Situation

nicht passt? Gefällt es uns nicht, weil wir mitleiden, wenn das Kind traurig ist? Oder wollen wir vermeiden, dass dieses Gefühl ansteckend wirkt? Oder fällt es uns einfach nur schwer, das „richtige“ Gefühl hinter dem Gesichtsausdruck zu erkennen?

Es ist ein Irrtum, das Gefühl eines Kindes durch eine Aufforderung wirksam korrigieren zu können. Selbst wenn das Kind sich (kurzfristig) darauf einstellt. Oft ist der Korrekturhinweis noch mit einer Zurechtweisung verbunden: „Stell dich nicht so an!“ Als Hintergrund wird eine Lappalie unterstellt oder eine solche sogar wörtlich gemeint: „wegen dieses Läppchens!“ Dabei kann gerade so etwas Läppisches wie ein „Läppchen“ dem Kind sehr viel bedeuten. Vielleicht hält es sich sogar daran fest. Der Psychologe Bruce Hood zeigte in Bristol vor Vorschulkindern Zaubertricks mit einer Kopierkammer. In diese steckte er Puppen und Stofftiere hinein, und jedes Teil kam, wie geklont, als Doppel heraus. Seine Zaubermaschine könne also jedes Teil bis ins Detail kopieren. Danach bot er den Kindern an, sich von ihrem mitgebrachten Teddy, Kuscheltier oder Schlummertuch in der Maschine ein Duplikat zaubern zu lassen. Kein Kind wollte das Angebot annehmen. Das Zauberstück wollten sie aber unbedingt wiederholt erleben – allerdings nur mit gewöhnlichen Spielsachen, die dort herumlagen.

Vielleicht sind es auch solche Geschichten, die Mark Nixon in seinem Fotobuch „Much Loved“ gesammelt hat. Erwachsene zeigen das Kuscheltier aus ihrer Kinderzeit und erzählen, wie ihnen dieses „Stück“ ans Herz gewachsen ist und was es ihnen heute noch bedeutet.

Bruce Hood hielt fest, dass bei den Kindern für den einmaligen Schatz ihres Lebens andere Gesetze gelten: „Dieser Schatz, dieses Ding muss für sie eine verborgene, immaterielle Qualität besitzen, eine Ding-Seele. Kinder sind geborene Essentialisten. Sie folgen, ohne es zu wissen, dem Philosophen Platon und seiner Lehre von der Essenz der

Dinge.“ Die Essenz des Menschen wäre dann folgerichtig seine Seele. Und wenn sich diese im Gesicht spiegelt, sollte man dieses nicht „anders machen“.

Irrtum Nr. 9

Ziemlich beste Freunde

Die Eltern-Kind-Beziehung ist anfangs die nachhaltigste und intensivste Beziehung, die ein Menschenkind haben kann. Besonders die Mutter schafft die Grundlage für die weitere

Entwicklung. Sie ist für das Kind die erste Lehrmeisterin für emotionale Kompetenz. Eine Beziehung, die sich aber in starken Veränderungen entwickelt. Ziel dieser Entwicklung ist die Loslösung, ein Weg, der Schritt für Schritt in eine Unabhängigkeit

Kein Wunder also, dass die eigene Mutter nicht zu den Top Ten der Vorbilder von 14- bis 17-jährigen Mädchen gehört.

führt. Die frühe wichtige Bindung an die Mutter zu lösen. Ein nachhaltiger Prozess. den einem jede „beste Freundin“ ziemlich übelnehmen würde.

Ist es für eine Mutter wirklich erstrebenswert, die beste Freundin der eigenen Tochter oder gar des eigenen Sohnes zu sein? Freundschaft schenken sich Jugendliche als gleichgestellte und gleichgesinnte junge Menschen, die gemeinsam die Welt erkunden und versuchen wollen, darin ihren Platz zu finden. Freunde bieten sich in dieser abenteuerlichen Zeit gegenseitig Halt und Unterstützung. Und sei es über diesen Weg. In dieser Rolle stehen junge Menschen wechselseitig zueinander. Kein Wunder also, dass die eigene Mutter nicht zu den Top Ten der Vorbilder von 14- bis 17-jährigen Mädchen gehört.

Und der Vater? Für die Entwicklung seiner Kinder ist er wichtig wie die Mutter. Doch Vorsicht, Väter sind nicht die besseren Mütter. Die Mehrheit der Väter möchte viel mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen, als es ihnen möglich ist. Tatsächlich kommen nur etwa 20 Prozent der Väter wirklich dazu, sich in die Erziehung ihrer Kinder so einzubringen, wie sie es gerne täten.

Irrtum Nr. 10

Solange du die Füße ...

Zum Schluss ein kleiner Test. Bitte zählen Sie einmal mit, wie viele der folgenden 10 Sprüche Ihnen aus Ihrer Kindheit bekannt sind. Wie haben diese Sprüche auf Sie gewirkt und was haben sie bewirkt? Und fragen Sie sich schließlich: Welchen dieser Sprüche haben Sie als Eltern übernommen und Ihrem Kind „aufgetischt“?

1. Solange du die Füße unter meinen Tisch stellst.
2. Ist das der Dank?
3. Das will ich überhört haben.
4. Du solltest dich was schämen.
5. Muss ich dir alles dreimal sagen?
6. Das hast du nun davon.
7. Wie du wieder aussiehst. Mit dir muss man sich ja schämen.
8. Du raubst mir noch den letzten Nerv.
9. Das will ich nicht noch mal erleben.
10. Wenn du nur einmal machen würdest, was ich sage.

Zu dem letzten Satz ein Schlussgedanke von Prof. Dawirs:

„Wenn Ihre Tochter/Ihr Sohn am Ende ihrer Kindheit tatsächlich genau das tun, was Sie sagen, waren Ihre Erziehungsbemühungen – vergebens.“

Bei alledem bedenken Sie: Was hat Ihr Kind seit der Zeit des behüteten Lernens alles gelernt!?

Mein Schlussgedanke:

Diese Erziehungsirrtümer können Sie vergessen, wenn Ihre Erziehung geprägt ist von – LIEBE.



Ulrich Eberl

Zukunft 2050: wie wir morgen leben werden – und was das für die Jugend von heute bedeutet

Wir stehen vor einer Zeitenwende. Das Klima unseres Planeten ist bedroht, Rohstoffe werden knapp. Das Jahrhundert des Öls geht zu Ende, die Energieversorgung der Welt muss auf eine neue, nachhaltige Grundlage gestellt werden. 2050 werden fast so viele Menschen in Städten leben wie heute auf der ganzen Erde – und es wird erstmals mehr Senioren geben als Kinder und Jugendliche.

Nie zuvor wurde daher von Forschern, Erfindern und Ingenieuren mehr Kreativität verlangt: Computer als Assistenzärzte, Roboter im Haushalt, Sinnesorgane für Elektroautos, Gebäude als Energiehändler, Bauernhöfe im Wolkenkratzer, Lichthimmel an der Decke, Kraftwerke in der Wüste und auf hoher See, Großrechner im Volumen einer Erbse, virtuelle Schulen, Universitäten und Fabriken im Internet – all dies ist keine Vision, sondern fast schon greifbare Realität in den Labors rund um den Globus.

Wie wird also unser Leben in Zukunft aussehen? Wie kann es gelingen, die Herausforderungen der kommenden Jahrzehnte zu bewältigen? Dies ist der Ausgangspunkt meines Buches „Zukunft 2050 – wie wir schon heute die Zukunft gestalten“, das von der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur e.V. in Zusammenarbeit mit dem Bundesumweltministerium und dem Umweltbundesamt als Klima-Buchtipps des Monats ausgezeichnet wurde. Dabei geht es nicht um welfremde Visionen oder das x-te Buch über eine graue, düstere Zukunft, sondern um einen möglichst „geerdeten“ Blick in die Welt von morgen. Denn vieles von dem, was wir heute tun, prägt die Welt, in der wir im Jahr 2050 leben werden. Viele Weichen werden heute bereits gestellt: politisch und sozial, in den Führungsetagen wie in den Forschungslabors.

Wie wir unsere Kinder ausbilden, bestimmt, wie sie die Welt von morgen lenken werden. Die Häuser, die wir heute bauen, stehen auch 2050 noch. Und die Kraftwerke, die wir jetzt in Betrieb nehmen, werden auch dann noch laufen – man muss beispielsweise nur nach China schauen, wo Jahr für Jahr zwischen 50 und 180 neue Kohlekraftwerke ans Netz gehen, um zu begreifen, dass 2050 nicht die ganze Welt auf erneuerbare Energien setzen wird.

Warum Zukunftsfragen in die Schule gehören

Mit „Zukunft 2050“ möchte ich vor allem junge Menschen vor oder während ihrer Berufswahl ansprechen, denn sie sind es, die die Zukunft gestalten werden. Ich will den Schülern, Auszubildenden und Studenten möglichst anschaulich die wesentlichen Trends schildern, die unser Leben in den kommenden Jahrzehnten prägen werden. Ich will ihnen nahebringen, welche Berufe Zukunft haben und ihnen Mut machen, die Welt von morgen selbst mitzugestalten.

Zukunftsfragen sollten in der Schule, der Berufsausbildung und den Universitäten eine wesentliche Rolle spielen, denn dieses Thema ist von Relevanz für fast alle Fächer: Es berührt ethische Fragen ebenso wie Gesellschafts- und Sozialwissenschaften, Geographie und Wirtschaft, Sprachen und natürlich die Naturwissenschaften und die technischen Fächer.

In einer Schule, die ihrer Zukunftsverantwortung gerecht wird, muss es darum gehen, den Heranwachsenden zu verdeutlichen, warum heute ein zweiter „kategorischer Imperativ“ zur Maxime des Handelns werden muss: „Handle stets so, dass auch die nachfolgenden Generationen noch eine lebenswerte Welt vorfinden werden.“ Das ist der Kerngedanke der Nachhaltigkeit. Denn wenn die Menschheit so weitermacht wie bisher, würde sich der Rohstoff- und Energieverbrauch bis 2050 mindestens verdoppeln. Doch schon heute ist unser ökologischer Fußabdruck zu groß: Wir nutzen die Ressourcen der Erde etwa um 50 Prozent schneller, als sie sich regenerieren können – bis 2050 bräuchten wir daher drei Erden statt einer. Ein solcher Umgang mit unseren Ressourcen ist unverantwortlich.

Was sind die wesentlichen Themen der nächsten 40 Jahre?

Wir müssen mit den Jugendlichen diskutieren, ob Wirtschaftswachstum mit weniger Ressourcenverbrauch möglich ist und ob sich der Klimawandel noch bremsen lässt. Die Antwort auf beide Fragen ist ein klares Ja – doch sie erfordert nicht nur ein Umdenken in den Köpfen, sondern einen Paradigmenwechsel in der weltweiten Energieversorgung und in den Wirtschaftssystemen. Das ist eine Jahrhundertaufgabe, aber sie ist lösbar, wenn die Generation der heutigen Jugendlichen bereit ist, für eine lebenswerte Zukunft zu kämpfen und zu arbeiten – überall auf der Welt. Wie die Lösungen aussehen müssen, ist klar:

Eine Präsenzveranstaltung in der Universität am Vormittag in Deutschland, eine (kostenpflichtige) 3D-Teilnahme an einer Vorlesung in Harvard oder ein virtueller Museumsbesuch am Nachmittag und Teamarbeit mit Studienkollegen in Japan am Abend...

Es geht um den Abschied vom Kohlenstoff-Zeitalter, um erneuerbare Energien, um Energieeffizienz, intelligente Stromnetze, Recycling von Rohstoffen, Ökoeffektivität und Kreislaufwirtschaft.

Darüber hinaus werden die jungen Menschen von heute vor einer zweiten großen Jahrhundertaufgabe stehen: Denn die Welt ist dabei, zu einer Seniorengesellschaft zu werden. Gibt es heute weltweit rund 500 Millionen Menschen über 65, so werden es 2050 bereits 1,5 Milliarden sein. In Deutschland wird sogar jeder Dritte über 65 sein, jeder Siebte über 80, und die Zahl der Über-100-Jährigen wird sich verzehnfachen. Auf die Rentenkassen kommen enorme Belastungen zu und auf die Gesundheitssysteme ebenso. Die Arbeitswelt wird dies massiv beeinflussen, und die medizinische Versorgung steht vor einem ähnlichen Umbruch wie die Energieversorgung. Auch hier sind die Antworten im Kern offensichtlich, aber schwer umzusetzen: Sie reichen von einer verstärkten Einwanderung (sonst sinkt die deutsche Bevölkerung von heute 82 auf 70 Millionen im Jahr 2050) bis zu den nötigen Maßnahmen im Gesundheitssystem: mehr Vorsorge und Früherkennung von Krankheiten, personalisierte Medizin, effizientere Abläufe und computertechnische Vernetzung, minimal-invasive Eingriffe, Roboter im OP und als Unterstützung zu Hause sowie Telemedizin und Sensorik.

Die dritte Herausforderung ist die der Globalisierung. Bei allen Berufen, die nicht nur lokale Bedürfnisse befriedigen

*Ein Blick in die Zukunft – wie werden wir 2050 leben?
In Megastädten, die ihre Energie zu großen Teilen aus erneuerbaren Quellen beziehen?*

(vom Handwerker bis zum Bäcker oder den sozialen Diensten), werden die Menschen in Zukunft im globalen Wettbewerb stehen. So gibt es in China schon heute mehr Studienanfänger als in der EU, den USA und Japan zusammen genommen. Die weltweite Vernetzung wird in den kommenden Jahrzehnten durch eine Vertausendfachung der Rechenleistung, der Speicherfähigkeit und der Datenübertragungsraten enorm zunehmen – wir werden dreidimensionales Internet bekommen, in weltweiten sozialen Netzwerken aktiv sein und Fabriken global entlang der gesamten Wertschöpfungskette vernetzen. Auch Bildungseinrichtungen werden weltweit konkurrieren: eine Präsenzveranstaltung am Vormittag in Deutschland, eine (kostenpflichtige) 3D-Teilnahme an einer Vorlesung in Harvard oder ein virtueller Museumsbesuch am Nachmittag und Teamarbeit mit Studienkollegen in Japan am Abend – das wird zum Alltag der weltweiten Bildungselite gehören.



Zugleich gilt: Was heute ein Notebook für 500 Euro leistet, kann in zwanzig, dreißig Jahren ein kleiner Chip für 50 Cent. Im Jahr 2050 werden dann winzige Sensor- und Kommunikationselemente in allen Dingen stecken, das Haus wird ebenso Sinnesorgane bekommen wie das Auto. Intelligente Kameras werden vor Unfällen warnen – Autos werden zu fahrenden Robotern, die autonom ihren Weg finden und mit anderen Fahrzeugen kommunizieren.

Aufgrund der enormen Leistungssteigerungen der Computerchips werden lernfähige Roboter etliche heutige Berufsbilder gefährden, doch kreative und soziale Berufe werden noch viele Jahrzehnte eine Domäne der Menschen bleiben.

Statt Benzin oder Diesel werden die meisten Stadtfahrzeuge Strom tanken und mit Strom handeln – ebenso wie dies auch die Häuser tun, die selbst auf vielfältige Art Energie erzeugen werden.

Die Gebäude des Jahres 2050 werden so intelligent gebaut sein, dass sie

kaum noch Bedarf an zusätzlicher Wärme haben. In ihrem Innern gibt es Lichthimmel und Lichtwände aus leuchtenden Kunststoffen sowie wandfüllende Displays, die auf Sprach- oder Gestikbefehle die dreidimensionale Welt des neuen Internets eröffnen. 3D-Spielfilme sind eine Selbstverständlichkeit, ebenso wie virtuelle Kaufhausbummel oder Museumsbesuche – so real als wäre man vor Ort.

2050 werden etwa 6,5 Milliarden Menschen in Städten leben – fast so viele wie heute auf der ganzen Erde. Um die Metropolen lebenswert zu machen, wird man ganz neue Wege beschreiten: Wolkenkratzer werden zu vertikalen Bauernhöfen, Abwasser wird zu reinstem Trinkwasser recycelt, Verpackungen und Geräte aller Art werden kompostierbar oder so gestaltet, dass sie keine Abfälle, sondern neue Rohstoffe liefern. Alle Verkehrssysteme werden vernetzt, und Roboter werden zu Fensterputzern, Gärtnern und Butlern für alte Menschen.

Aufgrund der enormen Leistungssteigerungen der Computerchips werden lernfähige Roboter etliche heutige Berufsbilder gefährden, doch kreative und soziale Berufe werden noch viele Jahrzehnte eine Domäne der Menschen bleiben. Ob es um das Design neuer

Produkte geht, um Forschung und Entwicklung oder kreatives Handwerk, um Vertrieb und Marketing, Politik und Unterhaltung oder die persönliche medizinische Betreuung – all dies wird auch noch auf lange Sicht nicht von intelligenten Maschinen übernommen werden können.

Das Gestalten der Zukunft bestimmt die Wettbewerbsfähigkeit Deutschlands. Allerdings wird der Großteil des weltweiten Wirtschaftswachstums bis 2050 nicht in Europa und auch nicht in den USA stattfinden, sondern in Ländern wie China, Brasilien, Indien, Südafrika, Mexiko, Türkei, Vietnam und vielen anderen neuen Boomnationen. Bis 2050 werden die Metropolen der heutigen Entwicklungs- und Schwellenländer um weitere

drei Milliarden Bewohner zunehmen. Es wird daher eine besondere Herausforderung sein, Megacities mit 30, 40 oder gar 50 Millionen Einwohnern lebenswert zu gestalten.

Junge Menschen sollten vor allem auch Teamarbeit lernen und praktizieren, denn in der Berufswelt der Zukunft wird vieles in internationalen, interdisziplinären Teams erledigt werden – fächerübergreifend und vor dem Hintergrund von unterschiedlichen Kulturen und Herangehensweisen.

Deutschland kann in dieser globalisierten Welt seine Spitzenposition nur halten, wenn wir auch weiterhin über die innovativsten Produkte und die am besten ausgebildeten Menschen verfügen. Noch haben wir alle

Chancen, denn gerade in den wichtigsten Themen des 21. Jahrhunderts ist Deutschland führend: Wir sind Weltmarktführer beim Export von Umwelttechnologien, ebenso stark bei Mobilität, Gebäudetechnik und Automatisierung und extrem leistungsfähig auf den Gebieten der Medizintechnik und der Gesundheitssysteme. Beste Aussichten also für den Kampf um die Märkte von morgen!

Allerdings müssen wir die jungen Menschen von heute genau darauf vorbereiten. Wir müssen sie entsprechend ausbilden, wir müssen sie über die Zusammenhänge und wesentlichen Trends informieren und wir müssen sie ermuntern, selbst aktiv zu werden. Sie sollten vor allem auch Teamarbeit lernen und praktizieren, denn in der Berufswelt der

Zukunft wird Vieles in internationalen, interdisziplinären Teams erledigt werden – hierzu muss man nicht nur fächerübergreifend zusammenarbeiten und eine gemeinsame Sprache sprechen, sondern vor allem auch unterschiedliche Kulturen und Herangehensweisen an Problemlösungen verstehen und nutzen können.

Neue Ideen und Erfindungskraft sind gefragt, und auch die gesellschaftlichen Diskussionen über den Einsatz neuer Technologien müssen jetzt stattfinden. Diese Diskussionen dürfen nicht vertagt werden, und die Entscheidungen, wohin sich unsere Gesellschaft entwickeln soll, müssen getroffen werden, denn jedes Tun birgt zwar ein Risiko in sich, aber genauso auch jedes Nichtstun.

Die Palette von Betätigungsmöglichkeiten und Forschungsgebieten für junge Menschen war noch nie so groß und noch nie so bedeutend. Mit der richtigen Idee die Welt zu verändern, lohnt sich und es macht Spaß, neu und manchmal auch quer zu denken. Jugendliche anzuregen, selbst innovativ zu werden und ihre Zukunft selbst in die Hand zu nehmen, das ist das Ziel meines Buches „Zukunft 2050“ und des gleichnamigen Vortrags.

Vertiefende Literatur:

Ulrich Eberl: Zukunft 2050 – wie wir schon heute die Zukunft bestimmen (Beltz&Gelberg, 2011, 5. Auflage 2013)

Blog <http://zukunft2050.wordpress.com/>

Link zum Buch Zukunft 2050 (mit Video): www.siemens.de/innovation/zukunft2050

Zukunftszeitschrift Pictures of the Future (kostenlos abonnierbar): www.siemens.de/pof

Es war für mich eine große Bestärkung auf dem Weg, den die katholischen Schulen gehen.

Vielen Dank für den wunderschönen Tag. Von vielen Lehrkräften, Reinigungskräften, dem Hausmeister und Verwaltungspersonal kamen sehr viele positive Rückmeldungen, die ich gerne an das Organisationsteam weiterleite.

„Stiftungsfeeling“ - ein großes Ganzes – wohltuend.



Gut organisiert, fanden die Besucher zwischen den Workshops Raum für leckeres Essen und stärkende Gespräche



Martin Kramer

Unterricht als Abenteuer:

Eine handlungs- und erlebnisorientierte Didaktik in einem systemischen und konstruktivistischen Kontext

Eine Didaktik, welche sich am Kind und dessen Wirklichkeit orientiert, ist nicht neu. Beide Veranstaltungen möchten dazu anregen, ab und an das Schulbuch liegen zu lassen und stattdessen die Schüler Regie führen lassen.

Mathematik als Abenteuer

„Das brauche ich nicht zu lernen, das habe ich erlebt!“ Wissen, das handelnd erfahren wird, prägt sich tief und nachhaltig ein. Die heutige Neurodidaktik gibt der Theater- und Erlebnispädagogik recht und zeigt sie als Wegbereiter, hin zu einer neuen Didaktik.

Konstruktivistisches Lernverständnis

Wissen ist nicht direkt beschulbar, ein Erkenntnisfortschritt kann nicht von außen erzwungen werden. Das Kind konstruiert sich seine eigene mathematische Welt bzw. Wirklichkeit. Damit dieses Welt-Wissen wachsen kann, bedarf es eines geeigneten Erlebnisortes. Unterricht lässt sich als Erlebnisort, als Abenteuer gestalten. An konkreten Beispielen wird exemplarisch gezeigt und erlebt, wie „Begreifen“ und „Erfassen“ nachhaltig, gehirngerecht und in einem gruppenspezifischen Kontext möglich ist.

Handlungs- und erlebnisorientierte Didaktik in geeigneten Lernumgebungen

Das Gehirn des Kindes wird in eine Lernumgebung „gepflanzt“. Es braucht Sonne, Erde, Wasser und Luft, damit es wachsen kann, und zwar in seiner individuellen Geschwindigkeit. Es bringt nichts, an der Pflanze zu zerren: „Das Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht“. Das Bild der Pflanze zeigt ein stärkeorientiertes Lernverständnis. Sie wächst dort, wo sie am besten wachsen kann. Als „autonomer Datengenerator“ geht sie mit Lücken ganz anders um als ein „Speicher“. Die Pflanze sucht nach „organischen Lösungen“, sie wird nicht den größten Teil ihrer Energie dort hineinstecken, wo es „nichts bringt“. Es geht um eine ganzheitliche Betrachtung und nicht nur um einen Zweig, kurz: Es geht ums Ganze. Im Bild der Pflanze fehlt noch das fünfte Element, der wichtige Aspekt der Kooperation. Das Gehirn braucht Austausch, Dialog, Diskussion und Kooperation.

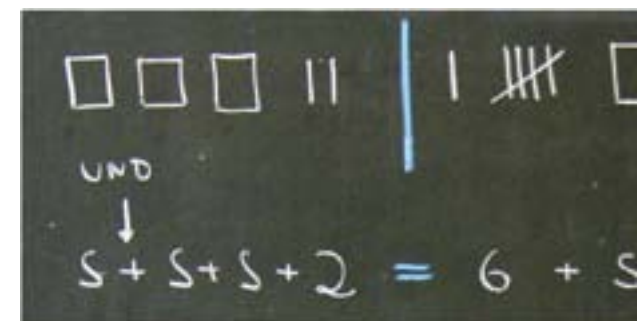
Im Workshop werden unterschiedliche Lernumgebungen konkret aufgezeigt.

Vom Beschulenden zum Strukturgeber – Rollenwechsel und Paradigmenwechsel

Wer Wissen als etwas begreift, das wachsen möchte, sucht nicht nach einem Trichter, um die Schüler zu belehren. Er wird stattdessen zum Gestalter einer Lernumgebung, zum „Gärtner“. Der beschriebene Rollenwechsel ist schwerer, als es im ersten Moment scheint. So zeigen sich traditionelle Dinge wie das Schulbuch oder der Tafelanschrieb in neuer Weise. Es geht um das, was im Schülerkopf passiert und nicht um das, was an der Tafel oder im Schülerheft notiert wird. Fehler erhalten eine andere Bedeutung. Wer heute noch keinen Fehler gemacht hat, hat vielleicht heute noch gar nichts gemacht.

4D-Lernen

Jérôme Seymour Bruner (* 1. Oktober 1915 in New York) ist Psychologe mit pädagogischen Interessen. Er leistete wichtige Beiträge zur kognitiven Lerntheorie. Bekannt sind die unterschiedlichen Präsentationsebenen nach sog. E-I-S-Prinzip. So lässt sich beispielsweise eine Rechnung handelnd mittels dem Legen von Streichhölzern (enaktiv), bildlich (ikonisch) und formal (symbolisch) darstellen:





Einerseits benötigt die Handlungsorientierung einen dreidimensionalen Raum, andererseits werden die drei Ebenen der Wissensvermittlung (E-I-S) als drei Dimensionen angesehen. So lässt sich der Begriff „3D-Lernen“ verstehen. Die drei Ebenen können mithilfe des gestaltpsychologischen Gesetzes der Gleichzeitigkeit miteinander vernetzt werden (vgl. auch den Abschnitt über verbale und nonverbale Kommunikation). Wird die formale Mathematik gleichzeitig mit dem handelnden Erleben erfahren, wird automatisch ein Zusammenhang erzeugt. Der zeitliche Aspekt ist eine weitere Dimension. Lernen findet demnach in einem vierdimensionalen Raum statt und wird hier kurz als „4D-Lernen“ bezeichnet.

Zum Workshop

In der Veranstaltung wird anhand praxisnaher und konkreter Beispiele aufgezeigt, wie sich lebendiger Unterricht in vorhandenen Strukturen gewinnbringend umsetzen lässt.

Ein konstruktivistisches Lernverständnis erfordert eine tiefgreifende Haltungsänderung. Einen Paradigmenwechsel kann man nicht verordnen oder befehlen. Daher geht es im Workshop wie auch im Unterricht nicht um richtige oder falsche Methoden. Vielmehr geht es um passend und unpassend. Es geht darum, Lehrer zu „werden“, statt Lehrer zu „machen“. Kurz: Es geht um Persönlichkeitsentwicklung.

Lernumgebungen bzw. die Erlebnisräume werden an verschiedenen Beispielen aus Geometrie, Arithmetik und Analysis konkret erfahren.

Weiterführende Literatur und Url

Weitere Ideen und Materialien unter www.unterricht-als-abenteuer.de.

Vertiefende Literatur:

M. Kramer, Mathematik als Abenteuer Bd. I - III, Aulis Verlag 2012-2015 (Sek I)

M. Kramer, Mit Erbsen und Zahnstocher zur Mathematik, Aulis Verlag 2012 (Grundschule)

M. Kramer, Physik als Abenteuer Bd. I und II, Aulis Verlag 2012 (Sek I)

M. Kramer, Schule ist Theater, Schneider Verlag Hohengehren 22013

Die Referenten waren dem Vernehmen nach ausnahmslos exzellent.



Jürgen Leide

Vor allem: Der Mensch – Profil Katholischer Schulen – Bindung / Bildung und praktische Pädagogik

Der nachfolgende Text ist eine sehr stark gekürzte Zusammenfassung des gleichlautenden Vortrages am Jubiläumstag „WERTE SCHÄTZEN“ zum 25-jährigen Jubiläum der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg.

Schule als Lebensraum

Zunächst bitte ich Sie: Stellen Sie sich einen Schüler oder eine Schülerin vor, die Sie zurzeit unterrichten. Nun wandern Sie in der Zeitschiene in Ihrer Vorstellung in die Zukunft. Stellen Sie sich vor, es sind zehn Jahre vergangen. Ihre Schüler haben längst die Schule verlassen. Sie selbst sind zehn Jahre älter geworden und Sie sind zufällig hier in Freiburg auf dem Münsterplatz und da läuft Ihnen doch – der Zufall will's – Ihr Schüler oder Ihre Schülerin über den Weg. Sie freuen sich, begrüßen sich und lassen sich erzählen, was alles in der Zwischenzeit passiert ist und auf einmal hören Sie sich fragen: „Was haben Sie denn mitgenommen, wie geht's Ihnen denn so, wenn Sie an unsere katholische Schule zurückdenken? Ich meine, so als Mensch...?“ Was meinen Sie, würde er oder sie antworten? Was würden Sie sich wünschen, dass er/sie Ihnen antwortet? Ich weiß nicht, was Sie sich denken oder wünschen, doch ich würde Ihnen gerne mitteilen, was ich mir als Antwort von meiner Schülerin wünschen würde. Das könnte sich etwas leger und zugleich idealtypisch in etwa so anhören:

„Also, wenn ich so überlege, was ich mitgenommen habe, dann ist es die Erfahrung, dass ich als Mensch immer wichtiger war als irgendwelche Erwartungen an mich. Klar, wir waren in der Schule, aber meine Entwicklung als ganzer Mensch, als ganzheitliche Persönlichkeit stand eigentlich im Blickpunkt. Für mich wurde dadurch ganz grundsätzlich deutlich, dass es gegen allen Funktionalismus zuallererst um den Menschen geht. Ich habe auch einen Blick für andere entwickeln können und für meine Verantwortung. Dass es bedeutsam ist, was ich tue oder nicht tue, dass ich auch für andere wichtig bin. Für mich war unsere Schule ein Lebensraum. Besonders geprägt hat mich unser Umgang miteinander. Es war durchaus auch konfliktreich, aber ich habe viel respektvolle Beziehung zu mir erlebt, übrigens auch zwischen vielen anderen, ohne dass es dabei um billigen Frieden oder faule Kompromisse gehen musste. Es ging da wirklich auch zur Sache und ich wurde dadurch sehr wohl auch herausgefordert, mich weiter zu entwickeln und das Beste aus mir herauszuholen.“

Und er oder sie würde schließlich noch sagen:

„Ich habe mich in diesen Jahren, vor allem, als ich älter wurde, mit mir selbst und meinen Lebensfragen intensiv, kontrovers und offen auseinandergesetzt und tragfähige, religiöse Erfahrungen für mich machen können. Auf diesem Boden stehe ich. Ach, und noch was, ich habe auch enorm viel gelernt, was ich jetzt gut gebrauchen kann.“

Soweit meine Wunschäußerung. Sicherlich, sie ist idealtypisch pointiert. Wenn wir diese Aussagen fokussieren, dann finden wir darin vier Aspekte formuliert:

1. Zuerst der Mensch – die Entwicklung der ganzen Person
2. Mehr als Ich – der Blick zum Anderen
3. Das Wir entscheidet – Beziehung zwischen Wertschätzung und Respekt
4. Vor allem Gott – nach dem Grund schürfen

Auf diese Aspekte soll im Folgenden eingegangen werden.

Beginnen wir jedoch zunächst mit dem Schluss:

„Ach, und noch was, ich hab auch enorm viel gelernt, was ich jetzt gut gebrauchen kann“, sagt der Schüler im Nachsatz.

Das ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Dafür sind wir Schule. Das gehört wesentlich zu unserm Selbstverständnis als gute, katholische Schule, dass wir ein fundiertes, didaktisch und methodisch gut aufbereitetes Wissen weitergeben und unseren Teil dazu beitragen, die Kompetenzen der jungen Menschen herauszubilden.

Eine gute Schule ist durch zwei Merkmale gekennzeichnet: Sie betont erstens die effiziente, die leistungsmäßige Dimension und zweitens die humane, die menschliche Dimension, damit ist Kommunikation, Beziehung, Atmosphäre gemeint. Im Bild gesprochen kann man auch sagen, eine gute Schule ist eine Schule, die mit zwei Lungenflügeln atmet. Es braucht diese beiden Lungenflügel auch, wenn wir eine gute katholische Schule sein wollen: Neben einer soliden Wissensvermittlung braucht es jene Aspekte, von denen mein Schüler darüber hinaus gesprochen hat.

1. Zuerst der Mensch – Entwicklung der ganzen Person

Immer wieder wird einem als Lehrer ja die Frage gestellt: „Was unterrichten Sie denn eigentlich?“ Natürlich steht dahinter die Frage nach den Unterrichtsfächern. Manchmal antworte ich auf diese Frage bewusst unerwartet mit: „Junge Menschen“ und ernte meist zunächst ein verblüfftes Gesicht und anschließend ein interessantes Gespräch. Für mich kommt in dieser knappen Antwort zum Ausdruck, dass unser erster Auftrag darin besteht, junge Menschen in ihrer Entwicklung vom Kind zum Jugendlichen hin zum jungen Erwachsenen zu begleiten, zu unterstützen, zu bilden und damit auch zu erziehen. Das konkrete Fach steht in diesem Denken im Dienst an der individuellen Persönlichkeitsbildung des jungen Menschen - Persönlichkeits-Bildung, hier taucht dieser zentrale Begriff „Bildung“ nun auf. Schauen wir uns diesen Begriff genauer an.

Im Juli 2000 hat der damalige Bundespräsident Johannes Rau in seiner Rede auf dem Ersten Kongress des „Forum Bildung“ in Berlin das Thema Bildung problematisiert und seine herausragende Bedeutung für die Zukunft Deutschlands betont. Dabei wurde der Bildungsbegriff auch über die Schule hinaus auf die Vorschulzeit des Kindes ausgeweitet: Die Bedeutsamkeit der „frühkindlichen Bildung“ rückte ins Blickfeld. Bei diesem Forum machten sich neben hochrangigen Politikern, Vertreter aus der Industrie und Wirtschaft, Wissenschaftler unterschiedlichster Fachrichtungen, Vertreter von Verbänden und Gewerkschaften – insgesamt also Menschen verschiedenster beruflicher Herkunft und gesellschaftlicher Verwurzelung/Verortung – Gedanken darüber, welche Qualifikationen zukünftige Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen denn benötigten.

Ebenfalls im Jahre 2000 führten die Ergebnisse der Pisa-Studie in Deutschland zu einem allgemeinen, großen Erschrecken. Der Schrei nach einer Reformierung der Bildungssysteme wurde laut und es wurde ein Aktionismus losgetreten, wie ihn die deutsche Bildungslandschaft bis dahin noch nicht erlebt hatte.

Was war passiert? Bzw. was stand auch dahinter? Fast wie in einem kollektiven Aufschrei wurde von vielen Seiten die Sorge artikuliert, wie Deutschland seine wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit in der globalen Welt auf Zukunft hin erhalten könne.

Schon wenige Jahre zuvor hatten in der Delphistudie (1996/1998) mit dem Titel „Potentiale und Dimensionen der Wissensgesellschaft – Auswirkungen auf Bildungsprozesse und Bildungsstrukturen“ verschiedene Berufsgruppen zusammengearbeitet und Anforderungen an den Menschen in Bildungs- und Qualifikationszielen von morgen formuliert. Dabei

Der so gebildete Mensch wird zur Ressource für das gerade Zweckmäßige, das Nützliche – in diesem Falle für die Wirtschaft. Das können wir auf dem Hintergrund des christlichen Menschenbildes nicht mit Bildung meinen.

wurden für die Zukunft wichtige Schlüsselkompetenzen formuliert, die in Schule und den unterschiedlichsten Bildungseinrichtungen

vermittelt werden sollen. Vieles davon hat sich inhaltlich und methodisch niedergeschlagen in den Bildungsstandards und den Bildungscurricula, die wir in unseren Lehrplänen nun wieder finden.

Schlüsselkompetenzen kommen dem, was unter einem qualifizierten Bildungsbegriff zu verstehen ist, bereits viel näher, weil sie als qualitative Aspekte unter „Bildung“ nicht einfach eine quantitative Anhäufung von Wissen verstehen. Vieles, was dort gesagt wurde, spiegelt lohnenswerte Ziele wider und steht durchaus im Einklang mit dem, was wir heute gerade auch an katholischen Schulen unter Ganzheitlichkeit verstehen und lehren.

Und doch sehe ich hier im Blick auf unseren Auftrag als katholische Schule eine große Herausforderung. „Prüft alles und behaltet das Gute“, sagt der Apostel Paulus. Wir leben als Menschen, auch als katholische Menschen, in den Realitäten dieser Welt, in unserer gesellschaftlichen, globalen Wirklichkeit. Es kann schon von daher nicht um ein leichtfertiges Abwerten wirtschaftlicher Interessen gehen. Und doch gehört es für mich zum Profil katholischer Schulen im Geist der Unterscheidung wahrzunehmen, welch ein Bildungsbegriff und letztlich – welch ein Menschenbild – auf subtile Art und Weise Raum greift, wenn Bildung primär durch die Brille der „Ökonomie“ betrachtet wird.

Dann erleben wir, dass Bildung vom „Bedarf her“ gedacht und der Mensch quasi zum Träger bestimmter Kompetenzen reduziert wird, die letztlich in der Funktion der Wirtschaft stehen. Hart gesagt: Der so gebildete Mensch wird zur Ressource für das gerade Zweckmäßige, das Nützliche – in diesem Falle für die Wirtschaft. Das können wir auf dem Hintergrund des christlichen Menschenbildes nicht mit Bildung meinen.

Andere bildungspolitische Institutionen fordern heute vergleichbar, analog und gebetsmühlenartig: Wir brauchen noch mehr Gymnasiasten, mehr Hochschulabsolventen und viel mehr Akademiker.

Zweckgebundene Förderung und Nützlichkeitsabwägungen machen den Menschen jedoch zu einem Objekt von Bildung. Katholische Schule steht aber nicht im Dienst der Wirtschaft, sie ist erst recht nicht das „Proseminar Ökonomie“.

Prof. Jürgen Rekus, Professor für allgemeine Pädagogik an der Universität Karlsruhe, hat diesen Zusammenhang wie folgt formuliert:

Als katholische Schulen glaube ich, dass es zu unserem Auftrag und zu unserem Profil gehört, hier auch Sand im Getriebe unserer gesellschaftlichen Systeme zu sein, nicht weil alles falsch ist, sondern weil es falsch wird, wenn der Mensch nur einseitig wahrgenommen und reduziert wird.

„Wer den Menschen in seiner Würde und nicht in seiner ökonomischen Funktionalität betrachtet, wer den Menschen als Person achtet und nicht bereit ist, ihn zum Humankapital herabzuwürdigen, der wird auch heute ein Bildungsverständnis beklagen, das vorrangig auf die Ausrüstung des Menschen mit ökonomisch nützlichen und zweckmäßigen Kompetenzen gerichtet ist. Das kann für die katholische Schule kein akzeptabler Bildungsbegriff sein. Denn ein solcher Bildungsbegriff widerspricht dem personalen Menschenbild unseres christlichen Glaubens.“ (Forum Schulstiftung Juli 2011, S. 13)

Katholische Schule und ihr Bildungsauftrag steht im Dienst am ganzen Menschen, an seiner Würde, an seiner Personalität.

Als katholische Schulen glaube ich, dass es zu unserem Auftrag und zu unserem Profil gehört, hier auch Sand im Getriebe unserer gesellschaftlichen Systeme zu sein, nicht weil alles falsch ist, sondern weil es falsch wird, wenn der Mensch nur einseitig wahrgenommen und reduziert wird. „Mit dem Zweiten sieht man besser“, diesen Slogan kennen wir aus den Medien und er gilt im Blick auf den Menschen unbedingt. Wir legen, ja wir sollten hier mit unserem katholischen Verständnis von Bildung unsere Perspektive dazu legen und Fragen stellen – allen voran die Frage nach dem Menschenbild, das hinter jeglichem Bildungsbegriff und den entsprechenden Bildungszielen steht.

Ich möchte an zwei, drei Beispielen von unserer Schule veranschaulichen, was ich meine.

Vor einigen Jahren haben wir bei uns sehr genau reflektiert, wieviel Unterricht und welche Fächer in welcher Jahrgangsstufe zumutbar und sinnvoll sind. Anlass war eine neue Stundentafel des Freistaates Sachsen, die aus unserer Sicht eine Zumutung und Überforderung vor allem für die Eingangsklassen 5 und 6 des Gymnasiums darstellte. Wir waren der Überzeugung, dass diese Stundentafel den Kindern in ihrer Entwicklungsphase nicht gerecht werden würde. In mühevollen Auseinandersetzungen im Kollegium und mit den Eltern haben wir die Entscheidung getroffen, eine eigene Stundentafel zu erstellen mit

dem Ziel, die Wochenstundenzahl zu begrenzen und naturwissenschaftliche Fächer zu Gunsten der Sprachen in spätere Klassenstufen zu verlagern, um die Kinder nicht zu überfordern. Unantastbar blieben Fächer wie Kunst, Musik, Sport oder der Morgenkreis am Montag in der 1. Unterrichtsstunde, damit die Kinder auch während der Schulzeit noch eine gute Mischung der Fächer und noch genügend Entlastungszeiten hatten.

2. Beispiel: Wir haben unsere Struktur der Klassenkonferenzen verändert und neben Notenkonferenzen zusätzlich Pädagogische Konferenzen eingeführt, in denen es nicht um Leistung oder Noten gehen sollte, sondern um die Entwicklung der Klassengemeinschaft und des einzelnen Schülers. Diese Entwicklungen müssen in den Pädagogischen Konferenzen besprochen werden, Noten hingegen sollten außen vor bleiben.

3. Beispiel: In den Klassenstufen 8 und 9 haben wir eine so sogenannte Stunde „Zfu“ (Zeit für uns) eingeführt, die den Schülern zur Verfügung steht, damit sie an ihrer Klassengemeinschaft oder an selbstgewählten Projekten arbeiten.

Der Bonner Erziehungswissenschaftler Prof. Volker Ladenthin formuliert: „Der Gedanke der Gottesebenbildlichkeit des Menschen (hat) bei christlichen Pädagogen bereits zu Beginn der Moderne zu einer spezifischen Theorie der Bildung geführt: Alle Menschen allseitig fördern“. Wenn es darum geht – wie Volker Ladenthin sagt, „alle Menschen allseitig zu fördern“, wird der Wert des Individuums inklusive seiner Grenzen sowie seinem Recht auf ganzheitliche Förderung um seiner selbst willen betont. Wir machen die Erfahrung, dass dieses Verständnis von Schule und Unterricht sich letztendlich auch „qualitativ rechnet“ und ganzheitliche Bildung sich vielfach auszahlt, auch in den Leistungen der einzelnen Unterrichtsfächer. Unterrichtszeit ist nur ein relativer Faktor, Lernerfolg ist nicht in erster Linie von der Anzahl der Unterrichtsstunden abhängig. Es ist nicht nachlässig, wenn wir den ganzen Menschen fördern, anstatt einseitig Leistung und Effektivität zu betonen.

Mit einem solchen Verständnis von Bildung werden Prozesse, Inhalte und Qualität von Bildung angeregt durch Fragen wie: Was macht den Menschen zum Menschen? Und was dient ihm dabei? Was ist gut, gut für alle? Was macht menschenwürdiges Leben aus? Wo liegt die Verantwortung des Menschen? Was ist der Sinn menschlichen Lebens – unabhängig von allem Profit?

Zurück zu den jungen Menschen, die wir unterrichten: Zu ihrer Bildung gehört, dass wir sie auch diesen Geist der Unterscheidung lehren. Dass wir sie schulen, genau hin zu schauen, wo und ob es um den Menschen um seiner selbst willen geht oder wo er wel-

Es geht um eine Erziehung zur Mitleidenschaft, zur Solidarität. Es gibt ja eben nicht nur Sieger und Gewinner, weder im kleinen familiären Umfeld noch im Großen der globalen Effektivitätsbestrebungen.

chen Interessen auch immer geopfert werden soll. Dass wir ihnen hier die Fähigkeit einer Distanzierung, eines

kritischen in Distanz Gehens beibringen, die ihnen hilft zu bewerten – nichts anderes heißt ja „unterscheiden“ –, was dem Menschen dient und was nicht. Und das übrigens nicht nur im Blick auf andere, außen gelagerte Instanzen, sondern auch im Blick auf sich selbst und das eigene Denken und Verhalten. Diese am Menschen orientierte Wertreflexion, die fähig ist und fähig macht, Vorgänge oder Entwicklungen politischer, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher, auch kirchlicher oder persönlicher Art in (kritischer) Distanz zu betrachten, zu durchschauen und entsprechende Handlungen oder Verhalten in personeller Freiheit und Verantwortlichkeit daraus abzuleiten, gehört zum Kerngeschehen eines Bildungsbegriffes auf dem Boden des christlichen Menschenbildes. Es gehört für mich zum Profil katholischer Schulen, diese Grundlagen zu legen, diesen Horizont stets neu zu weiten und zu schulen. Es ist Aufgabe der Lehrerinnen und Lehrer, solche Fragen zu stellen und ihnen Bedeutsamkeit zu geben, indem wir sie im Zusammenhang mit unserem Stoff und in den einzelnen Fächern unseren Schülern zum Bewusstsein bringen. Ja, wir unterrichten Fächer, aber vor allem Menschen!

Wenn Sie so wollen, hat uns diese kritische Distanz und Fragestellung im Blick auf den unabdingbaren Wert des Menschen im Grunde Jesus vorgelebt und als bleibenden Auftrag mit auf den Weg gegeben.

2. Mehr als Ich – der Blick zum Anderen

Ich möchte bei der Person Jesu bleiben. In der Theologie kennen wir als die zusammenfassende Charakterisierung für ihn den Ausdruck: Er war ein Mensch für andere. In der Nachfolge Jesu stehend, zeigt sich diese Sinnzuspitzung seines Lebens auch als Herausforderung für eine christliche Schule. Sensibilität dafür zu wecken, den Blick dafür zu schärfen und das Handeln diesbezüglich ganz konkret einzuüben, gehört für mich zum Profil katholischer Schulen. Gerade angesichts der eben gehörten Ausführungen zur globalen Wirtschaft fängt der Blick über den Tellerrand hinaus zwar im Kleinen an, hat aber letztlich auch globale Bedeutung. Es geht um eine Erziehung zur Mitleidenschaft, zur Solidarität. Es gibt ja eben nicht nur Sieger und Gewinner, weder im kleinen familiären Umfeld noch im Großen der globalen Effektivitätsbestrebungen. Es gibt Verlierer,

wobei wir diesen Begriff durchaus anders fassen können: Es gibt schlicht und einfach die Erfahrung von Grenzen, Unvollkommenem, Nicht-Gelingendem im Leben. Es gibt Kranke, Arbeitslose, Menschen mit Behinderungen, Alte, Flüchtlinge,...die „Kleinen“. Und die, die sich um diese kümmern, sind gesellschaftlich oft auch nicht groß geschrieben. Es ergibt sich ein Zusammenhang zu meinem ersten Gedankengang: Nur dort, wo es um den Menschen um seiner selbst willen geht, kann ich auch ein Mensch für Andere sein, gelten soziale Regeln, auch wenn sie nicht primär oder nicht mehr dem Eigeninteresse oder dem wirtschaftlichen Interesse dienen. Deshalb steht Bildung an einer katholischen Schule immer auch im Dienst der sozialen Gerechtigkeit. Dies soll im Bewusstsein bleiben und ist Ausdruck der Profilbildung. In diesem Sinne ist eine katholische Schule Kontrastgesellschaft im Kleinen und es gehört zu ihrem Auftrag, die Frage nach dem Menschenbild auf konkrete gesellschaftspolitische Herausforderungen zu übertragen und sie entsprechend aktualisiert zu stellen: Welche Werte werden in den aktuellen gesellschaftspolitischen Diskussion implizit vertreten oder auch nicht, wenn es um Gentechnik, Gesundheitswesen, Sterbehilfe o.a. geht? Welchen Zusammenhang gibt es zwischen Gesundheit und Geschäft, wie steht es mit der Würde des Menschen und seinem Lebensrecht am Anfang? Wie steht unser Wohlstand im Zusammenhang mit der „Entwicklung“ in den Ländern der

Deshalb steht Bildung an einer katholischen Schule immer auch im Dienst der sozialen Gerechtigkeit. Dies soll im Bewusstsein bleiben und ist Ausdruck der Profilbildung.

sogenannten dritten Welt? Es geht mir hier nicht um „moralisierende Fragen“, es geht hier um existentielle Fragen, die würdevolles und wertvolles Menschsein reflektieren. Dafür sollte nach meinem Verständnis eine katholische Schule stehen.

Sie können sich diesbezüglich hier in Ihrer Erzdiözese zu Ihrem Jubiläum selbst gratulieren: Mit Compassion waren Sie der Initiator und Vorreiter, der bundesweit den Weg für diese so wichtige Sicht- und Herangehensweise geebnet und für deren Umsetzung ein zentrales Schulprogramm angeboten hat. Es ist in Ordnung, unsere Schüler so fit zu machen, dass sie in dieser Welt gute Karrierechancen haben, ihren Weg, ihr Ding machen und doch geht es noch umfassender darum, dass die Schüler qualifiziert werden sollen, Verantwortung zu übernehmen, sozial zu handeln sowie ihr Wissen und ihre Bildung für Andere, ihre Mitmenschen, insbesonde-

re für benachteiligte Menschen, einzusetzen. Das geht letztlich nur, wenn ein Mensch der Überzeugung ist, dass der Andere ihn etwas angeht, – im Sinne des christlichen Menschenbildes könnte man auch sagen: Dass er oder sie meine Schwester oder mein Bruder ist. Mit Compassion machen Jugendliche die Erfahrung, dass ihr Leben durch die Verantwortung für Andere reicher wird. Die heute oft typische Frage: „Was bringt es mir? Was habe ich davon?“ wird dadurch anders gestellt, wie z.B.: „Was hat der andere davon? Was bringt es ihm?“ Statt „Was bekomme ich?“ wird die Frage zum Fokus: „Was kann ich geben?“ Solche Fragen zu stellen, wachzuhalten, gerade wenn sie nicht zum Mainstream passen, gehört zum Profil katholischer Schulen. Die Maxime, das Beste aus sich heraus zu holen, mit den Talenten zu wuchern, bekommt eine neue Bedeutung, wenn ich hinzufüge: „Ja, auch im Dienst für eine menschenwürdige Welt.“ Denn genau das wird gebraucht, wenn es darum geht, ganz nah und weltweit Verantwortung zu übernehmen für eine bessere Welt. Mit den Talenten wuchern. Gutes für andere tun. Compassion eben. Es ist gut und wichtig, dass Sie bei der Einführung von Compassion Wert darauf gelegt haben, dass dieses Schulprogramm nicht auf ein Sozialpraktikum verkürzt, sondern mit Unterrichtsreflektion verknüpft wird, indem im fortlaufenden Unterricht soziale Bezüge reflektiert und hergestellt werden.

Im Blick auf unser eigenes mitmenschliches Zusammenleben an unseren Schulen ist mir noch ein anderer Aspekt von Compassion wichtig. Rudolf Dreikurs, Mitbegründer der Individualpsychologie, hat einmal formuliert: Den wichtigsten Mut, den Menschen zum Leben brauchen, ist der Mut zur Unvollkommenheit. Das bedeutet, dass ich Fehler machen kann, ohne in meiner Selbstachtung zu sinken. Auf den Anderen bezogen heißt dies: Dass auch er/sie Fehler machen kann, ohne dass ihm Achtung oder Respekt als Kollege, als Kollegin und als Mensch entzogen wird. Bekommt er eine neue Chance? Oder umgekehrt: Ist es möglich, um Entschuldigung zu bitten, weil eigene Unvollkommenheiten eingestanden werden können? Kann man in diesem Zusammenhang an katholischen Schulen „Werke der Barmherzigkeit“ finden? „Compassion“ kann in diesem Zusammenhang dieses alte Wort neu akzentuieren. Es gehört für mich zum Profil einer katholischen Schule, eine Schule zu sein, in der Menschen Fehler machen dürfen, in der sie neu anfangen oder wachsen dürfen und nicht perfekt sein müssen. Allen täte es gut, an einer katholischen Schule modellhaft eine Kultur der Fehlerfreundlichkeit einzüben. Der christliche Glaube lebt aus der Überzeugung, dass Gott jeden Menschen mit all seinen Grenzen annimmt

Mit Compassion machen Jugendliche die Erfahrung, dass ihr Leben durch die Verantwortung für Andere reicher wird. Die heute oft typische Frage: „Was bringt es mir? Was habe ich davon?“ wird dadurch anders gestellt, wie z.B.: „Was hat der andere davon? Was bringt es ihm?“ Statt „Was bekomme ich?“ wird die Frage zum Fokus: „Was kann ich geben?“

und jeden um seiner selbst willen liebt. Das ist ein schöner Glaube – er hat als gelebter Glaube Auswirkungen auf unser Denken über uns selbst und unseren Umgang miteinander. Vermutlich haben viele Kollegien hier Wachstumspotential. Compassion verstehe ich in diesem Zusammenhang als das Einüben einer Kultur der Barmherzigkeit im Leben miteinander und einer Kultur der gegenseitigen Unterstützung im Wachsen. Der Jesuitenpater Willi Lambert, hat die Bedeutung von „Liebe“ einmal übersetzt mit: „Liebe heißt, aktiv interessiert bleiben am Wachsen des Anderen“. Damit können wir jeden Tag neu beginnen und es wird in Schule viel verändern und allen gut tun.

3. Das **Wir** entscheidet – Beziehung zwischen Wertschätzung und Respekt

Ihr 25-jähriges Jubiläum steht unter der Überschrift „Wertschätzen – Werte schätzen“. Diese Leitlinie führt uns mitten hinein ins Selbstverständnis katholischer Schule. Wie ist mein Zugang zu dem Thema „Wertschätzen“ und „Werte schätzen“? Als ich vor 17 Jahren meine Aufgabe als Pädagogischer Leiter am St. Benno-Gymnasium in Dresden antrat, kam sehr schnell die damalige Koordinatorin der Unterstufe auf mich zu und bat darum, dass wir uns intensiver mit dem Thema „Werteerziehung“ beschäftigen. Auch die Klassenlehrerinnen und Klassenlehrer stufen dieses Thema als sehr dringlich ein, so dass bald der „Arbeitskreis Werteerziehung“ ins Leben gerufen wurde. Dabei beschäftigten wir uns immer wieder damit, wie wir die jungen Menschen dazu bringen könnten, das zu tun, was uns für den einzelnen Schüler oder eine gute Klassengemeinschaft als wichtig erschien. Um dies zu erreichen, organisierten wir mit besonders anstrengenden Klassen Spieletage oder erlebnispädagogische Projekte, wir machten uns ausführlich Gedanken zur Gestaltung des Morgenkreises oder sprachen darüber, wie wir mit den Kinder im Klassenrat zu verbindlichen Vereinbarungen kommen könnten. Ein wichtiger Aspekt war schon damals das Thema „Grenzen setzen“, das an wohl allen Schulen bis heute einen zentralen Platz einnimmt. Disziplinarische Grenzen zu setzen war vor allem dann die Forderung, wenn die Früchte unserer Arbeit nicht so schnell zu erkennen oder Kollegen mit unserer Arbeitsweise nicht einverstanden waren und eine härtere pädagogische Gangart verlangten.

Werteerziehung ist an katholischen Schulen ein wichtiges Thema, es wird sehr viel darüber gesprochen. Das ist gut so. Dieses Thema erhält allerdings oft einen starken Appell-

und Aufforderungscharakter: „Benimm dich anständig, sei ehrlich, geht gut miteinander um, haltet euch an die Regeln, zeigt mehr Respekt, sei freundlich, vergreif dich nicht im Ton, sei ruhig, rei dich zusammen“ – kurz zusammengefasst: Sei ein besserer Mensch! Im Lauf der Jahre habe ich einen etwas anderen Zugang zu diesem Thema gewonnen und frage mich heute eher: Wie gebe ich meine Wertschätzung weiter? Wie kann ich sie diesen ganz individuellen Schüler in seiner Situation erfahren lassen? Wodurch fühlt er sich wohl und wertgeschätzt?

Ich lade Sie jetzt für einen Moment ein, inne zu halten und sich selbst zu fragen, wann es Ihnen an Ihrer Schule gut geht und Sie sich wohl fühlen, wertgeschätzt. Oder Sie fragen sich: Bei welchem Lehrer, welcher Lehrerin habe ich mich als Schülerin oder Schüler gut verstanden oder sicher gefühlt? Ich nehme an, dass Sie sich nicht in erster Linie an unterrichtsspezifische Inhalte zurückerinnern, sondern an Momente von wohlthuenden Begegnungen oder Situationen, in denen Sie Fürsorge oder Wertschätzung erfahren haben. In solchen Momenten wurden Sie als Person wahrgenommen und beachtet, mit Ihnen wurde respektvoll umgegangen und dabei haben Sie Wertschätzung oder Bedeutung erfahren. Auf dem Boden erfahrener Wertschätzung zeigten sich eventuell ganz neue Möglichkeiten, selbst wertvoll zu handeln und miteinander umzugehen.

Das jeden Fall ist es, was ich seither im Umgang mit Schüler und Klassen eindrücklich erlebe.

Grundlagen eines solchen pädagogischen Ansatzes finden sich schon im Alten Testament. Im Buch Exodus, Kapitel 20, lesen wir den Dekalog, der uns oft als Tugendlehre mit Aufforderungscharakter übermittelt wurde. Du sollst keine fremden Götter neben mir haben, du sollst Vater und Mutter ehren, du sollst und sollst – dies und jenes. Auch heute haben viele Menschen den Eindruck, die christliche Botschaft bestehe vor allem aus einem Sollen und Müssen. Auch in Schule appellieren wir als Lehrer oft und fordern Schüler zum Tun oder Unterlassen auf. Die Grundlage des Dekalogs aber ist eine andere. Es heißt im ersten Satz: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Ägypten, dem Sklavenhaus herausgeführt hat.“ Damit meint der Verfasser: Wenn du dich daran erinnerst, was ich alles für dich getan habe, dass ich dich von der Knechtschaft in die Freiheit geführt habe, wenn du erkennst, – und er zählt noch viel weitere erhaltene Zuwendung auf, – wenn du all das Gute erkennst, das ich unablässig dir zukommen lasse, dann wirst du

gar nicht anders können, als mich als deinen Gott anzuerkennen und zu achten und auf diesem Boden auch deinem Bruder wohlgesonnen zu sein.

Jesus macht es nicht anders: Er hat sich auf die Menschen eingelassen, so wie sie waren.

Er war ihnen – vor allem anderen – zugewandt „all inclusive“, mit allen Grenzen und Schwächen, mit allen Ecken und

Kanten. Die Jünger wurden so, wie sie waren zum Salz der Erde und zum Licht der Welt, nicht weil sie besonders tugendhaft gewesen wären.

Petrus wurde letztlich zum Fels der Kirche, weil sich Jesus ihm zugewandt hatte. Kürzlich sagte Papst Franziskus,

Es geht eben nicht darum, Menschen zuerst zu einem besseren Verhalten aufzufordern, sondern ihnen zuerst vorbehaltlos zugewandt zu sein.

der Empfang der Sakramente könne doch nicht die Belohnung für wohlgefälliges Leben sein. Es geht eben nicht darum, Menschen zuerst zu einem besseren Verhalten aufzufordern, sondern ihnen zuerst vorbehaltlos zugewandt zu sein. Solche Aussagen sind für einen christlichen Pädagogen in meinen Augen eine echte Provokation, sie fordern uns im Umgang mit jungen Menschen wahrlich heraus. Ist an unserer Haltung gegenüber jungen Menschen und an unserer Umgangsweise mit ihnen abzulesen, dass wir dem Evangelium verpflichtet sind? Diese Frage stelle ich auch mir selbst – nicht selten.

In den letzten Jahren beschäftige ich mich intensiv mit dieser Frage nach einer respektvollen Beziehungshaltung im Kontext Schule, v.a. auch der Lehrer-Schülerbeziehung. Sie ist für mich ein Qualitätsmerkmal für das Profil katholischer Schulen geworden. Im Rahmen meiner Fortbildungstätigkeit arbeite ich mit dem pädagogischen Konzept, „Kess-erziehen in der Schule“, kurz „KidS“ genannt, das u.a. auf der Individualpsychologie (Dreikurs, Adler) basiert und in den letzten Jahren von der Arbeitsgemeinschaft Katholische Familienbildung in Zusammenarbeit mit dem Referat Schulpastoral der Erzdiözese Freiburg und dem St. Benno-Gymnasium in Dresden entwickelt wurde (www.kess-erziehen.de). In dieser Projektgruppe arbeite ich seit vielen Jahren von Anfang an mit. Unser Konzept, das wir entwickelt haben, basiert auf dem christlichen Menschenbild und zeigt konkrete und praktische Wege und Mittel, in Schule pädagogisch-erzieherisch zu wirken. Der pädagogische Grundansatz von KidS baut in der Beziehungsgestaltung zu den

Katholische Schulen sind dem christlichen Menschenbild verpflichtet und können sich meines Erachtens nicht vorher zufrieden geben, bis das ABC einer gegenseitig respektvollen Beziehungsgestaltung und Umgangsweise miteinander konkret praktisch durchbuchstabiert ist.

jungen Menschen auf einen Umgang, der sowohl das

Standbein der „Freundlichkeit“, als auch das Standbein der „Festigkeit“ betont. Durch Freundlichkeit drückt sich unser Respekt dem Schüler gegenüber aus. Durch Festigkeit unser Respekt vor uns selbst, vor dem Wohl aller (z.B. der Klasse), vor den sinnvollen Herausforderungen einer Situation. Wir stehen quasi mit den beiden Beinen der Freundlichkeit und der Festigkeit stets auf dem Boden von Respekt.

Das Standbein der Freundlichkeit zeigt sich, wenn Sie personal und wertschätzend auf den Schüler zugehen, wenn Sie ihm in seinen sozialen Grundbedürfnissen begegnen, wenn Sie ihn ermutigen. Das Standbein der Festigkeit stärkt Sie, klar und eindeutig aufzutreten. Diese Klarheit schafft Orientierung und Sicherheit – für Sie persönlich sowie für Schüler und Klasse.

Wenn Sie zu lange auf nur einem Bein stehen, kann es leicht passieren, dass Sie einseitig werden: Die Festigkeit wird dann zu Härte, knallhartem Durchgreifen, Dominanz. Die Freundlichkeit gerät zu weichem Gewähren-lassen, Nachgiebigkeit, nettem Bitten. Beides führt in dem Anliegen einer respektvollen Beziehungsgestaltung und Umgangsweise nicht weiter. Im Fall der Härte zeichnet sich die Beziehung vom Schüler her leicht durch Widerstand, Rebellion, Verweigerung aus. Im Fall der Nettigkeit durch verächtliche Ablehnung, Bemitleiden und Nicht-ernst-Nehmen.

Wenn ich von freundlich und fest spreche, dann meine ich allerdings nicht ein bisschen die Mischung von beidem: Also heute ein bisschen Härte und morgen ein bisschen Nettigkeit.

Es geht um etwas qualitativ anderes, das sich respektvoll in der Beziehungsgestaltung auf Augenhöhe ausdrückt. Es bedeutet auch nicht, dass ich als Lehrer, – das ist oft die Angst – im Konfliktfall „den Kürzeren ziehe“ (das wäre ja lieb und nett), sondern im Gegenteil: In dieser Balance von „freundlich und fest“ ist die Herausforderung und konstruktive Konfrontation gegenüber dem Schüler erst möglich. Denn ich begegne beiden respektvoll, nehme beide ernst: Den jungen Menschen – und mich in meiner Person und in meiner pädagogischen Rolle.

Katholische Schulen sind dem christlichen Menschenbild verpflichtet und können sich meines Erachtens nicht vorher zufrieden geben, bis das ABC einer gegenseitig respektvollen

Beziehungsgestaltung und Umgangsweise miteinander konkret praktisch durchbuchstabiert ist. In KidS arbeiten wir an diesem pädagogischen Grundansatz und üben praxisorientiert, diesen in den vielfältigen Alltagssituationen auch selbstwirksam und konstruktiv umzusetzen.

4. Vor allem Gott – nach dem Grund schürfen

Vielleicht fragen Sie sich an dieser Stelle kurz selbst, in welchen Kontexten sich Ihr persönlicher religiöser Weg in der Jugendzeit geprägt hat: Elternhaus, Pfarrei, Jugendarbeit, besondere Orte, Schule, ... oder ganz anderes? Es wäre interessant, sich darüber auszutauschen. Ich selbst habe entscheidende Impulse in der kirchlichen Jugendarbeit erhalten. Dort habe ich mich mit mir selbst und Lebensfragen intensiv auseinandergesetzt und tragfähige, religiöse Erfahrungen für mich machen können.

Das Ganze ist einige Jahrzehnte her und die kirchliche Landschaft hat sich mehr als verändert. Wer wissen will, in welchen gesellschaftlichen Kontexten gerade auch bei jungen Menschen Glaube und Kirche noch eine Rolle spielen – oder eben gerade nicht –, muss sich nur mit den entsprechenden Sinus-Milieustudien (Milieuhandbuch 2013: „Religiöse und kirchliche Orientierungen“, im Auftrag der Medien Dienst GMBH) auseinandersetzen. Die Sinus-Milieu-Studie bestätigt: Jenseits der Kreise der Kirchgänger spielt die katholische Kirche kaum mehr eine Rolle. In dem Alltag der allermeisten Menschen ist sie nicht präsent. Von etwa zehn in Deutschland definierten Lebensstil-Milieus lassen sich gerade drei von der Botschaft der katholischen Kirche ansprechen. Wenn ich an meinen jetzigen Lebensraum denke, der ja mit Dresden in der ehemaligen DDR liegt, so haben wir dort schon rein äußerlich von der kirchlichen Zugehörigkeit her lediglich 20% Protestanten und 5% Katholiken und damit fast 75% Ungetaufte. Für viele Menschen ist christliche Religion oder Kirche in den so genannten neuen Bundesländern ein „No-name-Produkt“, Gott kommt im Leben der Menschen nicht vor. Ja, es gibt ihn für einen sehr großen Teil der Bevölkerung nicht, was auch keineswegs als Mangel empfunden wird, er interessiert einfach nicht und Kirche mit ihren exotischen, eigenartigen Riten, Geboten und Einstellungen schon zweimal nicht. Diese Entwicklung lässt sich inzwischen ja auch gesamtgesellschaftlich feststellen.

Mit welchen Hoffnungen und Erwartungen Eltern auch immer – sei es in den alten oder neuen Bundesländern – ihre Kinder an unsere Schulen bringen oder Jugendliche sich

selbst in der Oberstufe bei uns anmelden, vielleicht weil sie sich eine größere Werteorientierung versprechen, einen persönlicheren Blick und Bemühen um ihr Kind (zuerst der Mensch!!), weil sie religiöse Orientierung suchen – lassen wir es an dieser Stelle dahin gestellt sein. Diese Kinder und Jugendlichen sind da, so wie sie sind – und sie sind an

Jeder Einzelne kann seinen Teil zum Ganzen beitragen. Dies beginnt mit der selbstverständlichen Teilnahme an Schulgottesdiensten oder religiösen Feiern – zumindest dort, wo die gesamte Schulgemeinde zusammenkommt.

unserer katholischen Schule. Als christliche Schule und damit als Teil der Kirche sind wir somit auf natürliche Weise im Umfeld der Jugendlichen und folglich ihrer gesamten Familie nun präsent. Dies nennt man einen niederschweligen Zugang. Diese jungen Menschen werden Jahre des Lebens an unseren Schulen sein. Sie haben

das Recht, dass wir ihnen als katholische Schule in diesen Jahren in großer Freiheit und Offenheit, aber auch mit Mut und Kreativität Lebensräume anbieten und Erfahrungsräume ermöglichen, in denen sich tiefergehende Fragen entwickeln können: Lebensfragen, Glaubensfragen, denen auf den Grund gegangen werden kann.

Ich glaube, dass solche Fragen zum Menschsein gehören. Und schon allein deshalb gehört es zum Profil katholischer Schule, für diese Fragen Raum zu schaffen und ihnen Raum zu geben.

Wer kommt sonst noch so nahe an Jugendliche heran, um überhaupt die Chance zu haben, sie in solchen Lebensprozessen begleiten zu können? Es ist ein Privileg, das katholische Schulen hier haben. Schon allein deshalb bin ich der festen Überzeugung, dass es eine wichtige Aufgabe von Kirche ist, christliche Schulen aufzubauen. Schulseelsorge ist in diesem Sinne Aufgabe aller Angestellten, nicht nur des Schulseelsorgers und der Religionslehrer. Denn wenn diese Aufgabe vom Ganzen stillschweigend an nur ein paar Einzelne delegiert wird, erscheint religiöses Leben separiert, es ist dann abgespalten und wird zum Nischenprodukt, das eigentlich mit dem Leben nichts zu tun hat.

Jeder Einzelne kann seinen Teil zum Ganzen beitragen. Dies beginnt mit der selbstverständlichen Teilnahme an Schulgottesdiensten oder religiösen Feiern – zumindest dort, wo die gesamte Schulgemeinde zusammenkommt. Es ist für mich ein Affront gegenüber dem

Selbstverständnis einer katholischen Schule, wenn Kollegen vom Schuljahreseröffnungsgottesdienst oder vom Weihnachtsgottesdienst fern bleiben – vielleicht auch noch mit der Begründung: „Das war doch mein freier Tag.“ Dass es im Einzelfall Entschuldigungen geben kann, ist auch wiederum keine Frage. Ich kann aber einem Schüler nur ganz schlecht erklären, warum ich erst zur dritten Unterrichtsstunde in die Schule komme, wenn in den ersten beiden ein gemeinsamer Schulgottesdienst gefeiert wurde. Dies ist für mich auch eine Frage von Loyalität gegenüber dem Träger.

Wir stoßen in diesem Zusammenhang auch auf die Frage der Identifikation mit Kirche und christlicher Religion.

An unserer Schule sind eine Reihe ungetaufter Kolleginnen und Kollegen angestellt, auch solche mit anderem Religionsbekenntnis. Auch diese Kollegen suchen das Gespräch mit Schülern über Gott und Glauben, sie bekennen sich dazu, dass sie ungetauft sind oder einer anderen Religion angehören und es für sie Fragen zu Kirche und christlicher Religion gibt, die sich auch ihnen stellen und auf die sie nicht viel zu sagen wissen. Aber auch diese Kollegen beteiligen sich am religiösen Leben der Schule und machen Angebote z.B. bei Besinnungstagen, die bei uns in Klasse 10 stattfinden, oft zusammen mit einem Kollegen, der einen Zugang zum Christlichen hat – sie sind auch hier Teil des Ganzen anstatt sich zu isolieren. Warum sollten sie auch isoliert sein? Christliche Religion hat Wegcharakter. Für mich geht es zuallererst darum, mit den Jugendlichen in einen lebendigen Dialog zu kommen und von Mensch zu Mensch das Gespräch über Gott und die Welt zu suchen – durchaus auch ergebnisoffen, denn auch wir Erwachsene sind doch fragende und suchende Menschen und haben auf tiefere, existentielle Lebensfragen nicht immer die Antworten parat, die wie ein Deckel auf den Topf passen. Lebensfragen sollten offen, prozessorientiert und dialogisch angegangen werden und nicht mit wissenden Erklärungen.

Für mich ist eine katholische Schule ein pastoraler Raum, der als solcher ernst zu nehmen und zu gestalten ist. Erfahrungsräume gelebter Religiosität können junge Menschen bestärken, die tiefere Seite des Lebens zu entfalten und sich religiös weiterzuentwickeln. Katholische Schulen haben nach meinem Verständnis hier ei-

nen Auftrag. Daraus ergibt sich die Aufgabe, an der Schule vielfältige, religiöse Akzente zu setzen, die in der Summe eine religiöse Atmosphäre prägen. Beispiele hierfür kennen Sie an Ihrer Schule sicher viele.

Der gemeinsam praktizierte Glaube schafft Identifikation und regt unter den Schülern auch zu kontroversen Diskussionen über Glaube und Religion an. Das ist wichtig, wir kennen ja die Bedeutung der Peer-Groups. Solche Diskussionen freuen mich immer ganz besonders, weil sie sich aus der Überzeugung der Jugendlichen selbst ergeben und für die religiöse Entwicklung des Jugendlichen unverzichtbar sind.

Ich betone immer, dass Freiheit ein Schlüsselbegriff für religiöse Einstellung und praktizierte Religiosität sein muss. So ist bei uns an der Schule die Teilnahme an einer religiösen Veranstaltung oder Feiern wie z.B. an einem Gottesdienst immer freiwillig. Niemand wird gegen seine Überzeugung zur Teilnahme gedrängt oder gar gezwungen. Religiosität muss das Prinzip der Freiheit innewohnen, dies grenzt uns auch gegenüber fundamentalistischen Überzeugungsversuchen oder Indoktrinationen ab. Auch Jesus hat mit den Menschen seiner Zeit einladend gesprochen, sie nie gedrängt. Er hat nicht gesagt, jetzt komm endlich, sondern sie eingeladen: „Komm und sieh.“

Sofern die nötigen Ressourcen vorhanden sind (Schulseelsorger u.a.), sehe ich in Schule auch einen pastoralen Raum für Eltern und Mitarbeiter, z.B. in Exerzitienangeboten, in der Begleitung durch einen Schulseelsorger. Bei uns an der Schule werden z.B. in der vorösterlichen Zeit Eltern zu „Exerzitien im Alltag“ und während der Schulzeit Mitarbeiter zu unterschiedlichen Terminen zu dreitägigen Exerzitien eingeladen. Dies ist möglich, weil wir als ehemalige jesuitische Schule einen Kooperationsvertrag mit dem Jesuitenorden abgeschlossen haben und zum Netzwerk jesuitischer Schulen gehören, die solche Exerzitien für Mitarbeiter anbieten.

Um junge Menschen in ihren tieferen existentiellen Lebensfragen beizustehen, braucht es spezielle Angebote, die über das Alltägliche hinausgehen. Viele Jugendliche sind ausgesprochen offen für die tieferen Fragen des Lebens – die Frage nach Gott gehört für mich immer dazu, wenn Leben intensiver wird – sie sind offen für Wahrnehmung, Stille, Transzendenz, auch für Gebet und Gotteserfahrung. Ich erlebe sehr viele junge Menschen als spirituell Suchende, die bei dieser Suche Unterstützung, Anleitung und Wegbegleitung brauchen. Dieser Prozess muss „nur“ echt sein – nur Leben weckt Leben, so ist meine Erfahrung. Der Zugang zum Glauben wird nicht primär durch eine Belehrung

von außen geweckt oder vertieft, sondern ist eine „Herzensangelegenheit“, er basiert auf der inneren Wahrnehmung und dem prozesshaften Sich-Einlassen auf diesen Weg. Die Anthropologie kommt vor der Theologie, die „Gnade baut auf der Natur auf“, um es mit Thomas v. Aquin auszudrücken. Auf diesem Hintergrund habe ich einen so genannten „Komm-und-sieh-Kurs“ für Schüler der Jahrgangsstufe 11 entwickelt, der nach zwei Besinnungstagen mit anschließenden sechs Wochen „Exerzitien im Alltag“ mit einer einwöchigen Fahrt nach Assisi endet. Dies ist über sieben Wochen hinweg insgesamt also eine äußerst intensive Zeit, auf die sich die Jugendlichen einlassen. Vielleicht denken sie nun: „Das sind ja alles schon sehr hohe, noch dazu religiöse Ansprüche, das sind doch viel zu hohe Erwartungen!“? Die Erfahrung zeigt mir: Genau dies ist wichtig! Die Jugendlichen wissen von Anfang an ganz genau und sehr transparent, was an Herausforderungen auf sie wartet und ihnen auch zugemutet wird.

Jugendliche „reizt“ diese Herausforderung und sie sind bereit, sich für die Dauer eines zeitlich begrenzten Projekts auch auf etwas „ganz anderes“ einzulassen und damit eine intensive Erfahrung zu machen. Für mich ist das eine wesentliche Form kirchlicher Jugendarbeit der Zukunft.

Zu guter Letzt

Das II. Vatikanische Konzil betont in seinem Grundlagendokument zu Bildung und Erziehung „Gravissimum educationis“, dass es Aufgabe katholischer Schulen sei, „einen Lebensraum zu schaffen, in dem der Geist der Freiheit und der Liebe des Evangeliums lebendig ist“ (Gravissimum educationis, 8). Dies bleibt als Vision der Auftrag einer katholischen Schule und zeichnet im Tiefsten unser Profil aus.

„Die Ehre Gottes ist der lebendige Mensch“, ist von dem Heiligen Irenäus von Lyon überliefert. Wenn eine katholische Schule – ich sag’s einmal ganz fromm – also etwas zur Ehre Gottes beitragen will, dann tut sie das nie mehr, als wenn sie den ihr anvertrauten Schülerinnen und Schülern dazu verhilft, in diesem Sinne „lebendige Menschen“ zu werden. Und wenn Ihnen dann unsere zu Eingang vorgestellten Schüler sagen würden: „Auf diesem Weg waren SIE für mich wichtig!“ Dann frage ich Sie: Was kann es Schöneres geben?

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.





Alles was das Herz begehrt, gereicht von freundlichen Helfern





Maïke Plath

Status im Schulalltag

Die Statuslehre von Keith Johnstone ist in der Theaterwelt bekannt. Kein Schauspieler spielt nur eine Rolle, sondern grundsätzlich immer eine Situation und einen Status. Erst dann wird es für den Zuschauer interessant. Denn er erkennt sich selbst. Diese Tatsache ist auf das instinktive Wissen eines jeden Menschen zurück zu führen, das unbewusst in ihm schlummert: Sobald wir einem anderen Menschen begegnen, sondieren wir augenblicklich dessen Status und unseren eigenen im Verhältnis dazu. Wir fragen uns: Ist uns unser Gegenüber unterlegen oder überlegen – oder sind wir gleichgestellt? Anschließend verhalten wir uns entsprechend. Da wir diese Überlegungen nur unbewusst vollziehen, reagieren wir instinktiv. Das führt häufig dazu, dass Situationen nicht von uns selbst – sondern von anderen gesteuert werden. Ein versierter Status-Spieler wird seinen – nur unbewusst agierenden – Mitmenschen immer überlegen sein. Denn er wechselt seinen Status ganz bewusst je nachdem, welches Ziel er erreichen möchte.

Als Lehrer sollten wir Unterrichtssituationen steuern können. Oftmals gelingt das aber nicht zu unserer Zufriedenheit. Der gesellschaftliche Hochstatus des Lehrers wird in unseren Zeiten zunehmend fragil. Sich allein auf das rollenspezifisch definierte Status-Muster (Lehrer-Hochstatus – Schüler-Tiefstatus) zu verlassen, führt nur noch selten zum Erfolg. Die Schüler wünschen sich statt dessen eine natürliche Autorität, eine starke Persönlichkeit, die hinter ihre Verhaltensauffälligkeiten blickt und sie so annimmt (und dementsprechend fördert), wie sie sind.

Um pädagogische Situationen verantwortungsvoll steuern zu können, muss der Lehrer ein versierter Statusspieler sein. Als solcher wird man nicht geboren. Doch die Statuslehre lässt sich erlernen.

These 1

Die Formel: *Inhalte + Didaktik + Methodik + freundliche Lehrerpersönlichkeit = erfolgreicher Unterricht* geht nicht auf.

Etwas Wesentliches zur erfolgreichen Steuerung von Unterrichtssituationen fehlt ganz offenbar. (Eigene Erfahrung: "Überleben" in schwierigen Unterrichtssituationen war nur möglich durch die zuvor absolvierte Theaterausbildung)

These 2

Grund für das Scheitern im Klassenzimmer (und in der Folge für den immer häufiger auftretenden „Burnout“ bei Lehrkräften) ist eine gescheiterte Kommunikation zwischen Lehrenden und Lernenden.

Früher: Größere Akzeptanz des gesellschaftlich definierten Hochstatus des Lehrers, der Lehrerin.

Heute: Autorität durch das Amt fällt zunehmend weg.

Die Erziehung zum Gehorsam ist einer Erziehung zur Entwicklung und Entfaltung der individuellen Persönlichkeit gewichen.

Gesellschaftlich verabredete, rollenspezifische Codes (Lehrer-Schüler), die noch dem „alten“ Erziehungskonzept entsprachen, greifen nicht mehr. Daraus folgt: Die Autorität des Lehrers muss über etwas anderes hergestellt werden, als über institutionell verankerte, gesellschaftlich definierte Codes.

Zur erfolgreichen Steuerung von Unterrichtsprozessen sind andere Mittel notwendig – auch mit Blick auf die veränderten Unterrichtsmethoden wie z. B. Projektunterricht und andere offenere Unterrichtsformen (der Lehrer steht nicht mehr vorne und doziert).

Situation heute: Schüler zeigen vermehrt Verhaltensauffälligkeiten und verweigern auf vielfältige Weise den Unterricht.

Gründe dafür (u.a.): Wunsch nach sehr individueller Behandlung und Wunsch nach Aufmerksamkeit, Konzentrations-Störungen, Bindungsstörungen, ADHS-Syndrom, mangelnde Fähigkeit zur Empathie, Mangel an menschlichen Bindungen, an Wertschätzung, an Selbstvertrauen.

Lehrer reagieren darauf meistens mit einer Opferhaltung:

„Die Schüler werden immer dümmer, unerzogener, usw... So kann ich nicht arbeiten...Ich wünsche mir Schüler, die zuhören und lernen wollen!“

Dadurch entsteht eine „Verhärtung der Fronten“, weil die Jugendlichen sich abgelehnt und unverstanden fühlen.¹

Den Mangel an Aufmerksamkeit und Anerkennung kompensieren sie durch Unterrichtsstörungen ("negative Aufmerksamkeit").

These 3

Noch nie waren kommunikative, soziale/ emotionale Kompetenzen des Lehrers (die sogenannten "soft skills") so entscheidend bei der Vermittlung von Unterrichtsinhalten wie heute.

Denn: "Die Schule scheitert heute an der Unfähigkeit der Beteiligten, die wichtigste Voraussetzung für gelingende Bildung zu schaffen: konstruktive, das Lernen befördernde Beziehungen".²

Deshalb müssen Lehrer Kommunikations- und Beziehungsexperten sein. Schüler wünschen sich eine starke, natürliche Autorität und Orientierung. Sie wünschen sich einen Lehrer, bzw. Mentor, der ihr Verhalten aushält, hinter die Fassade blickt, die Schüler annimmt wie sie sind und ihnen hilft!

Diesem dringenden Bedarf steht die gegenwärtige Situation komplett entgegen:

- LehrerInnen wissen nicht, wie sie eine professionelle und gelingende Beziehung zu ihren Schülern aufbauen können (wer pädagogisches "Talent" hat, hat Glück; wer nicht, der hat "Pech gehabt" und wird krank).
- In der Lehrerausbildung spielen die "soft skills" noch immer eine völlig untergeordnete Rolle. Sie haben keinen "wissenschaftlichen" Wert. (Diktat der Inhalte und der Didaktik)
- Durch die zunehmende Bürokratisierung des Lehreralltags bleiben immer weniger Zeit und Ressourcen für die direkte Auseinandersetzung von Mensch zu Mensch (Lehrer-Schüler)
- "Druck von oben", Kontrollen, Bewertungen erzeugen Angst und Zeitdruck
- Mangelnde Gratifikation führt zu Resignation und Frust.
- Mangelnde Gestaltungsmöglichkeiten für LehrerInnen führen zu einer Abgabe von Verantwortung: Es entsteht ein Mangel an Eigenverantwortlichkeit durch Vorgaben des „Systems“: LehrerInnen fühlen sich wie „Erfüllungsgehilfen“ fremder Entscheidungsvorgänge.

All diese oben genannten Faktoren erzeugen bei Lehrern eine Opferhaltung und in der Folge mangelnde Eigenverantwortung (die "anderen" oder die Umstände sind schuld).

Lösungsvorschlag: Lehrer müssen in theatralen Kommunikationstechniken geschult werden, um Gestaltungsmöglichkeiten zurück zu erlangen, d. h. konkret: Statuslehre von Keith Johnstone, Statusparadoxon.

Der Lehrer muss vom zwanghaften (gesellschaftlich definierten) Hochstatus-Spieler (mit verinnerlichter Tiefstatushaltung, Opferhaltung) zum versierten Statuswechsler (mit verinnerlichtem Hochstatus) werden (Beispiel: Inspektor Columbo!).

Die zunehmend komplexer gewordenen Unterrichtssituationen müssen durch bewusste, spielerische Statuswechsel beherrscht und gesteuert werden. (Prinzip: innen hoch, außen tief). Der verinnerlichte Hochstatus und die Fähigkeit zum spielerischen Steuern der Kommunikation führt beim Lehrer zu mehr Selbstbewusstsein und Sicherheit und erzeugt Freude an der Eigenverantwortung. Der Lehrer handelt eigenständig als Erziehungs- und Bildungsprofi. Das Erlernen und Anwenden der Statuslehre erzeugt beim Lehrer eine Profi-Haltung und ein hohes Maß an Eigenverantwortung. Damit können Lehrer einen notwendigen Beitrag leisten zu einer qualitativ besseren Schule.

Statuslehre

Man kann drei Formen von Status unterscheiden:

1. Gesellschaftlich definierter Status
2. Natürlicher Status (es gibt natürliche Hochstatus-Spieler, die auch entgegen ihrer gesellschaftlich definierten Rolle immer Hochstatus spielen, die sogenannten "Rampensäue", oder im Gegenteil: Die typischen Tiefstatusspieler, die immer bestrebt sind in Situationen mit anderen Menschen Harmonie herzustellen und gemocht zu werden).
3. Gespielter Status (dies ist die hohe Kunst, unabhängig von gesellschaftlichem oder natürlichem Status in jeder beliebigen Situation bewusst jeweils den Status zu spielen, der es einem möglich macht, die Situation zu seinen eigenen Gunsten zu steuern).

Status wird über Gestik, Mimik und über das Verhalten dem Raum, der Zeit und anderen Personen gegenüber kommuniziert und von allen Menschen intuitiv verstanden.

Im Spiel um den Status geht es vor allem um Sympathie und Respekt. Sympathie und Respekt bilden das große Gegensatzpaar im Status-Spiel.

Die vier Varianten des Status-Modells sind:

1. Innen hoch und außen tief – Der Charismatiker
2. Innen hoch und außen hoch – Die Rampensau
3. Innen tief und außen hoch – Der Kläffer
4. Innen tief und außen tief – Der Teamplayer

Mit der ersten Variante kann es gelingen, dass man gleichzeitig respektiert und als sympathisch empfunden wird.

Die zweite Variante erzeugt vor allem hohen Respekt, aber wenig oder keine Sympathie.

Durch die dritte Variante wird weder Sympathie noch Respekt gewonnen.

Die vierte Variante erzeugt hohe Sympathie, aber im Grunde keinen Respekt.

Über Hochstatus-Verhalten wird Distanz zum Gegenüber hergestellt (Respekt).

Über Tiefstatus-Verhalten wird Nähe zum Gegenüber hergestellt (Sympathie).

- Der Status innen hoch, außen tief löst den Konflikt.
- Der doppelte Hochstatus sucht den Konflikt.
- Der Status innen tief, außen hoch verschärft den Konflikt.
- Der doppelte Tiefstatus scheut den Konflikt.

Man nimmt stets den Status ein, von dem man glaubt, dass man ihn sich leisten kann.

Im Spiel um den Status geht es nicht um richtig oder falsch, sondern um Ursache und Wirkung.

Lehrer glauben, dass sie im Klassenraum Hochstatus spielen müssen. Sie versuchen die Variante zwei, finden sich aber oft in der dritten oder vierten Variante wieder, ohne es zu wollen.

Um Unterrichtssituationen souverän steuern zu können, müssten Lehrer aber die erste Variante beherrschen:

Lehrer sind dann am erfolgreichsten, wenn sie Statuswechsler werden.

Dafür ist eine innere *Hochstatushaltung* notwendig und die Bereitschaft und die Fähigkeit seinen Status spielerisch zu ändern.

Eine innere *Hochstatushaltung* lässt sich vielleicht folgendermaßen definieren: Sie sind überzeugt, von dem, was sie tun. Sie haben eine klare Vorstellung davon, was Sie erreichen wollen. Sie trauen sich zu, diese Ziele zu erreichen. Sie betrachten schwierige Konfliktsituationen als spielerische Herausforderungen. Sie vertrauen auf Ihr Wissen und auf Ihre Fähigkeiten. Vor allem aber sind Sie bereit Verantwortung zu übernehmen.

Keith Johnstone:

„Ich erinnere mich an einen Lehrer, den wir mochten, der aber die Disziplin nicht aufrecht erhalten konnte. Der Schulleiter ließ durchblicken, dass er ihn gerne entlassen würde. Wir beschlossen, uns besser zu benehmen. In der nächsten Stunde saßen wir etwa fünf Minuten lang mucksmäuschenstill, dann fing einer nach dem anderen an, Blödsinn zu treiben – die Jungen sprangen über die Tische, Acetylgas explodierte im Waschbecken und so weiter. (...) Ein anderer Lehrer war allgemein unbeliebt, er strafte nie und führte trotzdem ein unbarmherziges Regime. Auf der Straße lief er zielstrebig ausschreitend, die Leute mit Blicken durchbohrend. Obwohl er keine Strafen verhängte oder auch nur androhte, hatten wir schreckliche Angst vor ihm. Scheu malten wir uns aus, wie furchtbar das Leben seiner eigenen Kinder erst sein müsste.

Der dritte Lehrer, der sehr beliebt war, strafte nie und hielt dennoch die Disziplin ausgezeichnet aufrecht. Dabei blieb er sehr menschlich. Er trieb Späße mit uns und stellte gleich darauf auf unerklärliche Weise die Ruhe wieder her. Auf der Straße ging er aufrecht, doch locker, und er lächelte oft. (...)

Heute glaube ich, dass der unfähige Lehrer Tiefstatus spielte: Er war nervös, machte viele unnötige Bewegungen, lief beim kleinsten Ärger rot an und wirkte im Klassenzimmer wie ein Eindringling. Der Lehrer, vor dem wir Angst hatten, war ein zwanghafter Hochstatus-Spieler. Der dritte war ein Status-Experte, mit großem Geschick hob und senkte er seinen Status. Der Spaß, den es Schülern macht, ungezogen zu sein, rührt zum Teil daher, dass sie damit beim Lehrer Veränderungen des Status bewirken. Alle Streiche dienen dazu, den Status des Lehrers herabzusetzen. Der dritte Lehrer wurde mit jeder Situation leicht fertig, weil er zunächst seinen Status veränderte.“³

Das berühmteste Beispiel für einen versierten Statusspieler ist wohl Inspektor Columbo. Seine Umwelt nimmt ihn als trottelig und unterlegen wahr und bemerkt nicht, dass er den tieferen Status (taktisch) spielt. Er ist in jeder Situation überlegen, da er genau weiß, was er erreichen will und seinen Plan konsequent und zielstrebig verfolgt.

Um zu verdeutlichen, dass es im Unterricht höchst konstruktiv sein kann, sich als Lehrer sowohl im Hoch- als auch im Tiefstatus zu verhalten, also ein Statuswechsler zu werden, hier einige Beispiele, die sich direkt auf den Schulalltag beziehen und diesen positiv beeinflussen:

Konkrete Beispiele für Hochstatus im Unterricht:

- Aufrechte, entspannte Körperhaltung
- Wenige Bewegungen
- Ruhige, gleichmäßige Sprache
- Die eigene Stimmung kann nicht von den Schülern verändert werden, egal, was passiert
- Klare, deutliche Anweisungen
- Gegenüber sich selbst und den Schülern hohen Anspruch fordern (sowohl menschlich als auch fachlich). Dabei gilt: Ich fordere hohen Anspruch bei meinen Schülern, aber noch höheren bei mir selbst.
- "Gnadenloses", aber gerechtes Feedback geben, immer das Positive zuerst
- Die Zeit bestimmen
- Jedem Schüler seine Aufgabe, seine Verantwortung innerhalb der Gruppe deutlich machen und einfordern
- Fachlich sehr gut vorbereitet sein
- Ziele beschreiben und den Weg mit der Gruppe dorthin selbst verantworten
- Entscheidungen treffen (menschlich und fachlich)
- Den Raum beherrschen
- Sich niemals auf institutionelle Regeln zurückziehen, immer eigene Regeln aufstellen und konsequent einfordern

Konkrete Beispiele für Tiefstatus im Unterricht:

- Alles, was die Schüler machen sollen, selber vormachen

- Über sich selbst lachen!!!
- Fehler zugeben!!!
- Über eigene Fehler lachen können!!!
- Privates von sich erzählen
- Sich beim Sprechen vor die Schüler hinknieen, so dass sie auf den Lehrer herab schauen können beim Sprechen
- Mit den Schülern Verstecken spielen, toben, albern sein
- Witze erzählen und sich Witze erzählen lassen
- Gefühle zeigen
- Quatsch machen
- Die Ideen der Schüler immer annehmen und ernst nehmen!
- Von vorn herein klar stellen, dass – wenn irgendetwas nicht klappt oder wir etwas nicht schaffen – dass es dann grundsätzlich die Schuld des Lehrers ist!

Diesen Trick verwendet auch Keith Johnstone in allen seinen Theater-Gruppen: Er sagt zu Beginn: Wenn irgendetwas schief läuft, ist es meine Schuld. Ich trage für alles die volle Verantwortung.

Das ist deshalb ein Trick, weil der Satz im größtmöglichen Tiefstatus geäußert wird. Aber: Wer so etwas sagen kann und bereit ist, diesen Satz mit voller Konsequenz zu tragen, der ist unzweifelhaft im Hochstatus und besitzt große natürliche Autorität. (Haltung: innen hoch, außen tief)

Körpersprache (Tendenzen) Hochstatus:

- Person spricht eher wenig, dafür aber "auf den Punkt". (Hier erkennen Sie bereits, dass auch das umgekehrte Verhalten, nämlich hohe Gesprächsanteile z. B. in einer geselligen Runde, für Hochstatus stehen kann. Instinktiv wissen Sie sofort, ob jemand "plappert" (Tiefstatus) oder das Gespräch durch Kompetenz und Selbstbewusstsein beherrscht)
- Person hält beim Sprechen den Kopf still.
- Person nimmt sich Zeit und Raum, für das, was sie zu sagen hat.
- Person spricht laut und geht davon aus, dass alle hören wollen, was sie zu sagen hat.
- Oder Person spricht leise, so dass andere schweigen müssen, um zuzuhören.

- Person sieht den anderen direkt an, (allerdings ohne zu starren), eher etwas länger als üblich, hält den Blick und weicht nicht aus, bis sie wohlüberlegt auf etwas anderes schaut und wirft keinen zweiten Blick zurück.
- Person schaut eher horizontal oder nach oben.
- Zwinkert eher selten.
- Person hält den Blick ruhig.
- Person nimmt viel Raum ein, nutzt weite Gesten.
- Die Haltung der Person ist eher symmetrisch.
- Person bewegt sich, wenn sie es will.
- Person bewegt sich ruhig und gemessen dahin, wohin sie will (gern durch die Mitte des Raumes), erwartet, dass andere Platz machen.
- Person gibt Anweisungen und fordert Unterstützung. Entschuldigt, wenn überhaupt, nur unter Beibehaltung von Hochstatusgesten.
- Person lässt sich nicht unterbrechen, unterbricht gegebenenfalls andere.
- Person sitzt breit auf dem Stuhl, mit den Füßen fest am Boden und findet es in Ordnung, sich so breit zu machen.
- Person respektiert die Privatsphäre der anderen nicht, hält eher wenig Abstand und berührt den anderen.
- Person antwortet eher langsam. Macht Pausen beim Sprechen.
- Person lacht laut.

Tiefstatus:

- Person redet schnell und nervös. – Lautstärke ist dabei so, dass man die Person nur knapp versteht.
- Person verwendet viele Füllwörter und "äh's".
- Person vermittelt den Eindruck, Angst zu haben, dass sie stören könnte.
- Person meidet oder unterbricht häufig den Blickkontakt, sieht den anderen nur an, wenn dieser wegblickt.
- Person schaut eher zu Boden.
- Person zwinkert eher oft.
- Die Augen der Person gehen unruhig durch den Raum. Der Blick "flackert".

- Person nimmt wenig Raum ein, hat die Hände dicht am Körper oder im Gesicht.
- Person macht viele überflüssige Bewegungen, streicht sich zum Beispiel dauernd die Haare aus dem Gesicht, usw.
- Die Haltung der Person ist eher asymmetrisch.
- Person macht sofort Platz, wenn jemand kommt.
- Person bewegt sich eher rasch und unsicher, weicht aus, bewegt sich eher am Rand des Raumes.
- Person versucht, alles richtig zu machen und andere zufrieden zu stellen. Reagiert dabei schnell und voreilig.
- Person entschuldigt sich eher zu oft, gern auch prophylaktisch.
- Person lässt sich unterbrechen.
- Person sitzt "klein" und eher auf der vorderen Hälfte des Stuhls, mit den Zehenspitzen am Boden. (Füße sind eher einwärts gedreht).
- Person respektiert die Privatsphäre der anderen, hält viel Abstand.
- Person antwortet (zu) schnell.
- Person kichert unangemessen, lacht hektisch (hi, hi, hi, statt z.B. Ha, Ha)

Zentrale Fragestellung: Welches Ziel verfolge ich als Lehrkraft in welcher Situation? (Genau formulieren!) Welches Statusrepertoire eignet sich dieser Zielsetzung entsprechend und welchen Status kann ich mir persönlich zutrauen? Welche Statuswechsel kann „ich mir leisten“?

Das heißt: Folgende gedanklichen Schritte müssen vollzogen werden:

Sie müssen die Situation möglichst genau analysieren. In welchem Zustand befindet sich Ihr Gegenüber? Welchen Status nimmt Ihr Gegenüber ein? Welches Ziel verfolgen Sie selbst in dieser Situation? Wie können Sie durch Ihr Verhalten die Situation steuern und Ihr Ziel erreichen?

Beispiele:

Ihr Gegenüber ist innen und außen im Tiefstatus: Eine Schülerin sitzt völlig aufgelöst und hysterisch weinend vor Ihnen. Sie hat sich mit zwei anderen Schülerinnen in Ihrer Klasse gestritten und will sich jetzt von der Schule abmelden. Gesellschaftlicher Status ist klar, Sie befinden sich im Hochstatus, die Schülerin im Tiefstatus.

Um eine möglichst präzise Situationsanalyse vornehmen zu können, müssen Sie erstmal versuchen, weitere Fakten zu sammeln: W-Fragen: Wer hat was wann wo warum wie gemacht? Wie ist es zu diesem Zustand gekommen? Was wollen Sie erreichen? Wie wollen Sie aus dieser Situation hervorgehen? (Wollen Sie, dass sich die Schülerin abmeldet und Sie Ihre Ruhe haben oder sehen Sie einen Sinn darin, das Problem zu lösen?) Welchen Status können Sie sich leisten, was trauen Sie sich zu? Welche Status-Taktik wählen Sie?

Oder: Ihr Gegenüber ist innen im Tiefstatus, außen im Hochstatus: Der Hausmeister brüllt Sie zusammen, weil Ihre Schüler eine Schranktür kaputt gemacht haben. Gesellschaftlicher Status ist klar, Sie befinden sich im Hochstatus, der Hausmeister im Tiefstatus.

Situationsanalyse, W-Fragen. Was wollen Sie erreichen? (Wahrscheinlich, dass der Hausmeister den Schrank repariert). Können Sie den Hausmeister durch äußeres Tiefstatusverhalten „in der Wippe nach oben schicken“ und ihn dazu bringen, dass er sich gut dabei fühlt, den Schrank zu reparieren? Oder wollen Sie es dem unverschämten Hausmeister mal so richtig zeigen? Welche Status-Taktik wählen Sie?

Oder: Ihr Gegenüber ist innen im Tiefstatus, außen im Hochstatus: Ein sehr selbstbewusster Schüler macht Sie vor der Klasse lächerlich und stellt Ihre Fachkompetenz in Frage. Gesellschaftlicher Status ist klar. Situationsanalyse, W-Fragen (Was für ein Ziel verfolgt der Schüler? Was erhofft er sich? Was braucht er eigentlich? Wie geht es diesem Schüler? Welchen Mangel kompensiert er? Wie sieht seine private, eventuell psychologische Situation aus?) Was wollen Sie erreichen? (Dass er sich entschuldigt? Dass er sich beruhigt, seine Probleme in den Griff bekommt und ein netter, guter Schüler wird? Dass er von der Schule fliegt? Dass er gedemütigt wird, weil er Sie gedemütigt hat?) Die letzten beiden Fragen entlarven einen inneren Tiefstatus beim Lehrenden. Können Sie diesen Schüler durch äußeres Tiefstatusverhalten „in der Wippe nach oben schicken“, ihm das Gefühl geben, dass er es sich mit Ihnen besser nicht verscherzen sollte, dass Sie ihn durchschauen, aber respektieren und schätzen? Können Sie eigene Emotionen kontrollieren, eigene Eitelkeiten und Vorurteile überwinden und sich gemäß Ihrer beruflichen Aufgabe in den Dienst dieses Jugendlichen stellen? Sind Sie der

Persönlichkeit dieses Schülers gewachsen? Fühlen Sie sich ihm gegenüber überlegen und für ihn verantwortlich oder löst dieser Schüler Minderwertigkeitsgefühle bei Ihnen aus? Welches Statusverhalten trauen Sie sich zu? Welche Status-Taktik wählen Sie?

¹ Dr. Joachim Bauer: Prinzip der Spiegelneuronen, Funktionieren der Motivationssysteme.

² Dr. Joachim Bauer, „Lob der Schule“, S. 12

³ Keith Johnstone, „Improvisation und Theater, Alexander Verlag 2002, S. 55, 56

Man fuhr nach Hause mit dem Gefühl, dankbar und stolz zu sein, im Rahmen dieser Gemeinschaft von Schulen tätig sein zu dürfen.







Hartmut Rosa

Schule als Resonanzraum – Lehren und Lernen als Resonanzbeziehung

1. Stumme vs. resonante Weltbeziehungen

An der Art und Weise, wie Menschen ‚in die Welt gestellt‘ sind, wie sie Welt erfahren und wie sie sich zu ihr und in ihr verhalten, lassen sich zwei fundamental unterschiedliche ‚Grundmodi‘ der Weltbeziehung identifizieren. Man kann sie als ‚stumme‘ und ‚resonante‘ Weltverhältnisse bezeichnen. Stumme Weltbeziehungen sind solche, in denen die Menschen, Dinge, Sachverhalte oder Räume, denen wir begegnen, uns als entweder gleichgültig oder aber als feindlich gegenüberstehen. Wir nehmen dann eine abwehrende oder eine instrumentelle Haltung ihnen gegenüber ein: Es gilt, sie zu beherrschen oder zu kontrollieren, zu nutzen oder sie abzuwehren. Resonante Weltbeziehungen dagegen sind solche, in denen wir ‚berührt, bewegt oder ergriffen‘ werden, in denen die Menschen, Dinge oder Räume uns etwas angehen, in denen sie ‚zu uns sprechen‘.

Resonanzerfahrungen sind essentiell für menschliches Wohlergehen. Menschen suchen und finden in der Regel zu ihnen passende ‚Resonanzachsen‘: vielleicht die Musik, oder die Berge, oder der Gottesdienst, vielleicht auch die Familie oder die Arbeit etc. Hier fühlen sie sich ‚berührt und gemeint‘, bewegt und ergriffen, und weil der Kontext ‚zu ihnen spricht‘, fühlen sie sich zu Hause. ‚Resonanz‘ meint hier ein Moment der Verflüssigung von Selbst und Welt, das die Anverwandlung von Weltausschnitten ermöglicht; die beiden Pole der Weltbeziehung (Subjekt und Welt) stehen sich dann nicht mehr starr, kalt, indifferent oder feindlich gegenüber, sondern sie bilden ein Antwortverhältnis.

Bewegen sich Menschen lange Zeit oder gar ausschließlich in Kontexten, die ihnen als ‚stumm‘ (d.h. als gleichgültig oder latent feindlich) gegenüberstehen, entwickeln sie ein Gefühl der Entfremdung: Sie stehen in ‚Beziehungen der Beziehungslosigkeit‘, d.h. obwohl sie beispielsweise eine Arbeit, eine Familie, einen Verein haben, fühlen sie sich in ihnen ‚fremd‘, sie bedeuten ihnen nichts – „was mache ich hier?!“ wird gleichsam zu ihrem Existenzgefühl.

2. Lernen als (und aus) Resonanzerfahrungen

Vortrag und Workshop werden die These zu entfalten und zu diskutieren suchen, dass gelingende Lehr-Lernerfahrungen nur in Kontexten von Resonanzbeziehungen möglich sind –

dass aber Schulen häufig Schauplätze ‚multidimensionaler Entfremdung‘ auf Seiten der Lehrenden wie der Lernenden sind.

Zentral für den Lernerfolg wie für das pädagogische Wirken sind zum einen natürlich die Beziehungen zwischen Lehrenden und Lernenden und zum anderen diejenigen zwischen „Stoff“ und Schülern. Erst wenn Schüler sich ‚gemeint und angesprochen fühlen‘ – vom Lehrer wie vom Stoff – gelingt es ihnen, sich ‚Welt anzuverwandeln‘, und diese Anverwandlung unterscheidet sich grundlegend von der bloßen Aneignung eines Stoffes, der das lernende Subjekt ‚unberührt‘ lässt.

Die Ausbildung und Aufrechterhaltung von Resonanzachsen im Schulalltag (und anderswo) ist jedoch voraussetzungsreich. Sie gelingen nur, wo Anerkennungsbeziehungen, Selbstwirksamkeitserwartungen und intrinsisches Interesse gegeben bzw. intakt sind. Wer sich nicht zutraut, andere zu ‚berühren‘ bzw. ‚zu erreichen‘ oder Angst davor hat, selbst ergriffen zu werden; wer sich missachtet fühlt oder andere geringschätzt oder wem es schließlich nicht gelingt, Interesse an der Sache zu entwickeln, wird auch nicht in der Lage sein, Resonanzerfahrungen zu machen oder zu ermöglichen.

3. Schule als Resonanzraum und als Schauplatz von Entfremdung

Jeder Lehrende hat schon einmal die Erfahrung gemacht, wie es ist, wenn es ihm gelingt, die Aufmerksamkeit der Schüler so zu fesseln, dass es ‚knistert‘ im Klassenzimmer, wenn ein Moment des wechselseitigen geistigen Berührens und Berührtwerdens entsteht, in dem es niemandem mehr schwerfällt, dem Unterricht zu folgen oder sich auf den Stoff zu konzentrieren. Umgekehrt kennt aber auch jeder jene anderen Momente, in denen das Gefühl entsteht, ‚ins Leere zu reden‘: Das eigene Bemühen bleibt ohne Resonanz, ohne Wiederhall, es kommt nichts zurück. Lehren und Lernen, so die Leitthese, gelingt dann und dort, wo Schule zu einem Resonanzraum wird – es misslingt (im Extremfall mit den schwerwiegenden Konsequenzen des Schulversagens auf der einen und des Burnout auf der anderen Seite), wo die Interaktionsbeziehungen ‚stumm‘ bleiben.

Idealtypisch lässt sich die Differenz zwischen der Schule als Resonanzraum und der Schule als Ort der Entfremdung leicht am Beispiel zweier Schüler illustrieren: Beatrice fühlt sich wohl an ihrer Schule: Sie fühlt sich im Klassenzimmer ‚zu Hause‘, sie mag den Geruch der Schuleingangshalle, sie findet ihre Lehrer offen und freundlich und liebt die Fächer,

die sie belegt. Sie versteht sich gut mit ihren Klassenkameradinnen und singt viel und gerne im Schulchor – und sie ist davon überzeugt, dass sie etwas beizutragen hat zum Schulleben, dass die Klassenkameraden und Lehrer sie mögen. Für Benjamin dagegen ist die Schule ein Schauplatz der Fremdbestimmung, den es zu überstehen gilt, bevor am Nachmittag ‚das Leben‘ beginnt. Er findet die Unterrichtsstunden unerträglich langweilig, der Stoff hat überhaupt keine Bedeutung für sein ‚eigentliches‘ Leben. Die Lehrer sind ihm im besten Falle gleichgültig (und er fühlt, dass er auch ihnen gleichgültig, wenn nicht gar eine Last ist), und im Klassenverband empfindet er sich als bestenfalls geduldet. Genau genommen hasst er schon den Anblick des Schulgebäudes. Analoge Geschichten ließen sich selbstverständlich auch über die Lehrkräfte erzählen.

Wenn immer wieder danach gefragt wird, wieso beispielsweise skandinavische Schulsysteme so viel erfolgreicher scheinen als das deutsche, so ist die Antwort möglicherweise eben hier zu suchen: Weil die Skandinavier es schaffen, ihre Schule für die Schüler zu Resonanzräumen werden zu lassen, während das deutsche System zu viel Wert auf ‚verdinglichte‘, konkurrenzförmig organisierte, stumme Stoffvermittlung und effiziente Aneignung legt.

Die Frage, die sich aus diesen einfachen Überlegungen ergibt, lautet: Wie schaffen wir es, unsere Schulen und unseren Unterricht von ‚Schauplätzen der Entfremdung‘ in ‚Resonanzräumen‘ zu verwandeln? Welche Möglichkeiten stehen uns in den Bereichen der Unterrichtsgestaltung, der Raumgestaltung, der pädagogisch-didaktischen Instrumentarien, aber auch der Freizeitangebote zur Verfügung?

Literatur:

H. Rosa: Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik; Berlin: Suhrkamp 2012

H. Rosa: Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit; Berlin: Suhrkamp 2013

H. Rosa: Leben lernen?! Der andere geheime Bildungsauftrag der Schule, in: Lernen lernen – Wie stricken ohne Wolle? 13 Experten streiten über Konzepte und Modelle zur Lernmethodik, hg. von Wolfgang Endres, Weinheim und Basel: Beltz-Verlag 2007, S. 40-58.



Außen noch im Bau, innen aber einladend. Trotz Umbaumaßnahmen fanden viele Workshops in den Räumen des St. Ursula-Gymnasiums unweit des Konzerthauses statt.





Sibylle Wanders

Gewaltfrei Lernen... damit Bildung ankommt!

Soziales Lernen in Bewegung zur Förderung von Teamwork und der Handlungsfähigkeit bei Konflikten
Gewaltfrei Lernen ist ein bewegungsreiches Trainingskonzept zur Förderung des sozialen Lernens, von Teamwork und Konfliktfähigkeit von Schülerinnen und Schülern der 1.-12. Klasse. Es vereint die sinnvollsten Strategien zur Prävention und Intervention von Ausgrenzung, Mobbing und körperlichen Schikanen und unterstützt Schulen im Ausbau ihres Sozialkonzeptes.

Gewaltfrei Lernen verbessert nachhaltig das soziale Klima in Kindertagesstätten, Schulen sowie Ausbildungsstätten und schafft so die Grundvoraussetzung für erfolgreiche Bildung! ALLE beteiligten (Lehrer/-innen), Schüler/-innen, Nachmittags-Betreuer/-innen und interessierte Eltern werden vom Gewaltfrei Lernen Team über mehrere Wochen geschult. Häufig folgt eine jahrelange Kooperation mit kürzeren Trainings und individuellen Beratungen weiterführender Herausforderungen.

Einzigartig in Deutschland wirkt sich das Gewaltfrei Lernen-Schulungskonzept im doppelten Sinne ganzheitlich aus, sowohl auf den einzelnen Jugendlichen als auch auf die Gemeinschaft im Haus des Lernens. Neu: In klassenweisen Schülertrainings und kombinierten Lehrer/Betreuerfortbildungen erleben die Erziehenden zusammen mit ihren Schülern bewegungsreiche Partneraufgaben zur Förderung des kooperierenden Lernens und ein intensives Reaktionstraining für sinnvolle Konfliktbewältigung. Die erlebnisorientierten Klassentrainings und erfolgreichen Strategien zur Prävention und Intervention der Fortbildungen unterstützen Grundschulen auf allen drei Schulebenen.

Wir bestärken 3 Ebenen:

- die Schülerinnen und Schüler in ihrer Handlungsfähigkeit und Persönlichkeit
- die Klasse oder Betreuungsgruppe in ihrer Hilfsbereitschaft bei Ausgrenzungen, Mobbing und Schikanen, insbesondere ihrer Kooperations- und Konfliktfähigkeit
- die Schulgemeinschaft bezüglich einer intensiven Schulentwicklung im sozialen Bereich

Im Rahmen eines Gewaltfrei Lernen Projektes führen bewegende Trainings und beratende Fortbildungen zu schulweiten Vereinbarungen und Strategien. Dies sind individuelle Absprachen zur Bewältigung aktueller schulischer Herausforderungen und Erreichung pädagogischer Zielsetzungen, die möglichst alle in der schulischen Gemeinschaft mittragen. Sinnvolle Gewaltprävention arbeitet nicht nur „gegen Gewalt und Ausgrenzung“, sondern fördert die soziale Bildung! Gewaltfrei Lernen unterstützt die soziale Bildung des Kindes und der Schulgemeinschaft mit einem in zweierlei Hinsicht ganzheitlichen Ansatz: Mit der gleichzeitigen sozialen, sensorischen, motorischen und sprachlichen Kompetenzförderung des einzelnen Kindes. Und mit der systemischen Einbettung aller Einzelmaßnahmen in das individuelle Schulprogramm der jeweiligen Einrichtung.

Gewaltfrei Lernen ist ein Gesamtkonzept zur Prävention und Intervention!
Jede Schule braucht ein Mehr-Ebenen-Konzept für den Umgang mit körperlicher Gewalt und Mobbing unter Schülern, das aktiv auf allen schulischen Ebenen wirkt, ein positives Klima und kooperierendes Lernen unterstützt. Wir empfehlen Ihnen neue Bausteine zu den bereits erfolgreichen der Schule.

Soziale Bildung in Bewegung – Alleinstellungsmerkmale des Konzeptes

- Wir schulen ALLE - Kinder, Lehrer, Betreuer und Eltern in einer Schule!
- Gewaltfrei Lernen-Pädagogen unterrichten im Beisein der einzelnen Klassenlehrer vorbildlich neue Praxis mit den Schulklassen: neue Unterrichtspraxis die Deutschlands Lehrer so kombiniert noch nicht kennen.
- Wir nutzen die Bewegung intensiv für ganzheitliches Erleben im Sozialen Lernen!
- Wir üben mit ALLEN nach einem Konzept sinnvolle Reaktionen für Konflikte ein, machen wortstark und handlungsfähig!
- Der Förderverein Gewaltfrei Lernen e.V. vermittelt Schulen großzügige Förderungen zur Mischfinanzierung der Schülertrainings in allen Klassen, damit in Grundschulen ALLE und in weiterführenden Schulen 3 Jahrgänge mittrainieren und klassenweise beraten werden können.



Inhalte des Workshops:

**Bewegungsreiche Kooperation und Teamwork
Selbstbehauptung und sinnvolle Reaktionen in Konflikten trainieren**

- körperliche Schikanen wie aus Versehen Anrempeln, Boxen, Festhalten, Bedrängen: Grifflösetechniken zur Befreiung und selbstbewussten Sprechen
- Beleidigungen – über das Aussehen, die Eltern, die Abstammung oder sexuelle Ausdrücke „elefantestark“ oder gelangweilt reagieren. Dabei vormachen, warum Schüler nicht schüchtern, nicht lachend, noch wütend reagieren sollten. Sie verlieren sonst immer und werden erst recht so gerufen.
- Ausgrenzung oder Erniedrigung durch Gruppen in Pausen, auf Schulwegen, während Teamarbeiten bei Partnerwechsel offenkundig vermeiden

Gegenseitiges Helfen im Rollenspiel mit aktivem GL-Trainer als Vorbild

- gegen Anmache und kleine körperliche Schikanen unter Gleichaltrigen
- Bedrohung durch größere Jugendliche: „Hör auf oder ich hol mir Hilfe!“...Wen denn? „Den, Die...(Erwachsen) da. Ich erzähl es Jedem!“
- Sexuelle Belästigungen und Übergriffe durch Gleichaltrige, Jugendliche, Erwachsene

Mobbing im Darstellenden Spiel erklären

Ausgrenzung, Rollen im Mobbing, Cybermobbing, Schmerzen – wer verursacht sie wirklich? Wir brauchen euch Mitschüler um dem zu begegnen! Spiel: 3 Gruppen Schulhof
Cliquespiel: Eine Karte frei! Bewusstmachen von Cliqueszwang und Mitläuferschaft – Meinungsäußern, Einschreiten und gegenseitiges Helfen im Rollenspiel wiederholen.

Gebote und Vereinbarungen für respektvolleren Umgang

ALL FOR ONE - Intervention bei Ausgrenzung-Mobbing:

HUT AB! – Hinsehen Untersuchen Teilhaben Aufklären Beenden

Das Interventionskonzept von Gewaltfrei Lernen „HUT AB!“ umfasst einen empfehlenswerten Maßnahmenkatalog von Einzelschritten, die es in jedem eintretenden Fall individuell

zu handhaben gilt. Hierfür können Schulleiter, Vertrauenslehrer, Mitglieder von Steuerungsgruppen und Arbeitskreisen von unserem Pädagogen-Team vielseitig Informationen, Fortbildung und Hilfen erfahren.

Buchempfehlung: Gewaltfrei Lernen - das Trainingsprogramm Klasse 1-6, Beltz Verlag 7 2013

Ich bin sehr berührt und beglückt von der schönen Atmosphäre und den vielen Begegnungen, die am Rande möglich waren.



Sylvia Kéré Wellensiek

Fels in der Brandung statt Hamster im Rad

In 10 Schritten zu persönlicher Resilienz

Unser Leben ist schnell geworden, komplex, chancenreich, zugleich schwer einschätzbar...

Auf der einen Seite bietet diese Lebensfülle ungeheure Möglichkeiten, um zu lernen, sich auszuprobieren, sich weiterzuentwickeln und Neues zu erleben. Die Kehrseite der Medaille sind die Überforderung, die Überflutung, die Angst, sich selbst und das Leben nicht mehr ausloten zu können, die Sorge, nicht mehr mithalten zu können, die eigenen Bedürfnisse und die der anderen nicht mehr unter einen Hut zu bringen ...

Viele Menschen wünschen sich heute mehr innere Stärke, Gelassenheit und Selbst-Bewusstsein, um im Sturm der täglichen Aufgaben Ruhe und Übersicht bewahren zu können. Sie möchten sich nicht vom täglichen privaten und beruflichen Wellengang überrollen lassen, möchten nicht zwischen E-Mails, Meetings und Informationsbergen untergehen, sondern ihr Leben aktiv, ihren Potenzialen und Belastungsfähigkeiten entsprechend, gestalten können. Doch gerade diese Kunst der bewussten, balancierten Lebensführung fällt vielen extrem schwer. Kein Wunder – denn auf die Geschwindigkeit und Komplexität unseres heutigen Lebens wurden wir alle nirgendwo vorbereitet.

Uns selbst gut durch den Alltag zu steuern, das können und sollten wir lernen! Dafür gilt es, zu begreifen, dass von uns ganz neue Fähigkeiten und Kompetenzen erwartet werden, die uns bisher weder im Kindergarten, in der Schule, in Ausbildungen oder an der Uni vermittelt wurden. Mithilfe eines gezielten Resilienz-Trainings lassen sich bisherige Lücken schnell schließen. Durch eine bewusste Auseinandersetzung mit den Themen: „Veränderung, Geschwindigkeit und Komplexität“ können schlummernde Potenziale bei der Einzelperson, aber auch in Teams und ganzen Organisationen zügig freigesetzt werden.

Chance und Herausforderungen unserer heutigen Welt

In meinen Einzelcoachings und Seminaren begleite ich Führungskräfte und Mitarbeiter, Schulleiter und Lehrer, Ärzte, Sportler, Politiker, Unternehmensleiter, Künstler, Handwerker, Ehepaare, Eltern ..., und sie alle berichten von einer hochkomplexen Lebens- und Arbeitswirklichkeit, die sie sich täglich kreieren und der sie sich gleichzeitig ausgesetzt fühlen. Auf der einen Seite bietet diese Lebensfülle ungeheure Möglichkeiten, um zu lernen, sich auszuprobieren, sich weiterzuentwickeln und Neues zu erleben. Die Kehrseite der Medaille sind die Überforderung, die

Überflutung, die Angst, sich selbst und das Leben nicht mehr ausloten zu können, die Sorge, nicht mehr mithalten zu können, die eigenen Bedürfnisse und die der anderen nicht mehr unter einen Hut zu bringen ...

„Ich fühle mich wie ein Hamster im Rad“, diesen Satz habe ich in den letzten Jahren hunderte Male gehört, und zwar von den unterschiedlichsten Menschen. Alle bergen den Wunsch in sich, dieser Mühle zu entfliehen und zu einem Fels in der Brandung zu werden. Nur kaum einer weiß den Weg dorthin.

Das gibt zu denken. Am Anfang meines Berufsweges leitete ich zusammen mit einem Freund eine Praxis für Physiotherapie. Damals hatten wir immer wieder Patienten, die unter akuten Stresssymptomen litten. Ihre innere Belastung suchte sich Ausdruck in einer Erkrankung des Bewegungsapparates. Während der Behandlung eines oft schmerzhaften Hexenschusses oder Bandscheibenvorfalles erzählten sie von tieferliegenden Problemen. Sie berichteten von Schicksalsschlägen, Konflikten, Verlusten, Trennungen etc., die in ihnen eine psychosomatische Symptomatik hervorriefen. Es waren klar abgegrenzte Extremsituationen, die einen gewissen Zeitraum ihr Leben stark beeinflussten. Die Gespräche mit diesen Menschen veranlassten mich dazu, meine medizinische Grundausbildung durch psychotherapeutische Fortbildungen zu erweitern. Es war zu offensichtlich, wie eng der Körper und die Psyche miteinander verwoben sind – und mein Wunsch war es, einen Menschen umfassend erfassen und begleiten zu können. Die letzten zwanzig Jahre konnte ich dann „direkt am Klienten“ den Wandel unserer Gesellschaft hautnah mit verfolgen. Heute spricht nicht eine Person über akute Belastungssymptome, nein, das Thema begegnet mir flächendeckend, egal, wohin ich schaue.

Meine Erfahrung aus Seminaren der letzten Jahre ist erschütternd und alarmierend: Egal, mit welcher Gruppierung ich es zu tun habe, stets berichtet mir ein Drittel der Gruppe, am Anschlag der Kräfte zu sein. Die Menschen erleben sich selbst oftmals als leer, urlaubsbedürftig, ausgepresst, überdreht, von sich selbst abgeschnitten. Diesen Leuten fällt es immens schwer, nach der Arbeit abzuschalten, manche können beim besten Willen ihre Batterien nicht mehr aufladen. Wie bei einer Autobatterie ist ihr innerer „Energiepegelstand“ zu weit unten, als dass sie sich selbst wieder aufladen könnten.

Ein weiteres Drittel gesteht, mit der Leistungsfähigkeit noch ganz gut zurechtzukommen. Diese Menschen leiden zwar auch unter einem anhaltenden Druck, der beständig Kräfte zehrt, aber sie schaffen es immer wieder, sich dieser Erschöpfung zu entwinden und sich selbst etwas

Berichtete informativ und kompetent über Erschöpfungszustände, Werkstoffkunde und Achtsamkeitsmuskeln – Sylvia Kéré Wellensiek auf der großen Bühne im Konzerthaus

Gutes zu tun. In den meisten Fällen befindet sich tatsächlich nur ein Drittel meiner Seminarteilnehmer im Vollbesitz seiner Kräfte. Sie strahlen Energie und Lust an ihrer Arbeit aus, und mit ihnen kann ich während des Seminars professionell arbeiten. An dieser Stelle setzt das Resilienz-Training an. Es ermutigt dazu, Burnout-Symptome ernst zu nehmen und sie präventiv anzugehen: Nicht warten, bis die Überbeanspruchungen und die Erschöpfung zu groß werden und den ganzen Organismus schachmatt setzen – sondern im Vorfeld die Bremse ziehen, Symptomen auf den Grund gehen, Handlungsspielräume erkennen und direkt nutzen. Vom Hamster zum Fels – diese Transformation entsteht durch Selbst-Bewusstsein und Achtsamkeit. Diese Eigenschaften kann jeder von uns kultivieren, wenn er nur will.

Was heißt Resilienz?

Widerstandskraft, Belastungsfähigkeit und Flexibilität, all diese Eigenschaften, die wir heutzutage dringend brauchen können, werden mit dem Begriff „Resilienz“ umschrieben. Es ist ein Grundgedanke, der aus der Werkstoffkunde stammt, und er schildert die Fähigkeit eines Stoffs, nach einer Verformung durch Druck- oder Zugeinwirkung wieder in seine alte Form zurückzukehren. Diese Bezeichnung veranschaulicht also die Fähigkeit eines Systems, von außen und innen kommende Irritationen ausgleichen oder ertragen zu können, ohne dabei kaputt zu gehen. Das Material übersteht Verformungen, ohne dabei die eigene, ursprüngliche Form einzubüßen. Im Lateinischen existiert die Vokabel „resilire“, und sie bedeutet „zurückspringen“ oder „abprallen“. Im Deutschen ist keine allgemein gültige Definition für dieses Wort vorhanden – es wird als Synonym für Widerstandsfähigkeit, Belastbarkeit oder Elastizität verwendet. Das assoziierende Bild dabei ist das Stehaufmännchen, das sich aus jeder beliebigen Lage wieder aufzurichten vermag.

Die Kinderpsychologie kennt diesen Terminus schon länger und bemüht ihn, wenn Kinder oder Jugendliche trotz schwieriger Lebensumstände in eine gute Entwicklung finden. Die Amerikanerin Emmy E. Werner, eine amerikanische Entwicklungspsychologin, machte zu diesem Phänomen eine spannende Längsschnittstudie. Sie begleitete über vierzig Jahre lang die Entwicklung von ca. 700 Kindern, die im Jahre 1955 auf der Hawaii-Insel Kauai geboren wurden. All diese Kinder wuchsen unterschiedlich auf, die einen sehr wohlbehütet und in einem geschützten liebevollen Umfeld. Andere dagegen unter schwierigsten Bedingungen in ihrem Elternhaus und ihrer Umgebung. Wider der Erwartungen konnte ein Drittel der vorbelasteten Risiko-Kinder einen erfüllten, stabilen Lebensweg einschlagen. Emmy Werner gelang es, verschiedene



Faktoren zu identifizieren, die diese Kinder bzw. Erwachsenen von den anderen zwei Dritteln differenzierten. Es waren zum einen günstige Charaktereigenschaften, über die die Kinder selbst verfügten. Sie wurden als gutmütig, liebevoll und ausgeglichen erachtet. Außerdem erwiesen sie sich als kommunikativ, wenig ängstlich, konnten Umstände reflektieren und sich ein eigenes Bild machen. Sie besaßen gute Problemlösefähigkeiten und konnten Dinge realistisch einschätzen.

Darüber hinaus gab es psychisch schützende Faktoren in ihrem Umfeld. Wichtig war, dass die Kinder eine stabile Bindung an einen Erwachsenen aufbauen konnten und von diesem zuverlässig unterstützt wurden. Die resilienten Kinder neigten dazu, sich in Krisenzeiten nicht nur auf Eltern zu verlassen, sondern suchten auch bei Verwandten, Freunden, Nachbarn oder älteren Menschen in ihrer Gemeinde Rat und Trost. Die Verbindungen mit Freunden aus stabilen Familien hielten oft ein Leben lang und halfen den Kindern, eine positive Lebensperspektive zu entfalten. Ein Lieblingslehrer oder ein Pfarrer konnte für die Kinder zum positiven Rollenmodell werden.

Die Längsschnittstudie deckte Einflussfaktoren auf, die das Risiko von psychosozialen Störungen bzw. Erkrankungen mildern bzw. einschränken konnten:

Angeborene Eigenschaften des Individuums
Fähigkeiten, die der Einzelne in Interaktion mit seiner Umwelt erwarb
Umgebungsbezogene Faktoren

Der Human Balance Kompass sorgt für eine übersichtliche Darstellung der unterschiedlichsten Facetten und Themenbereiche und hilft, Dinge immer wieder im Zusammenhang zu betrachten.

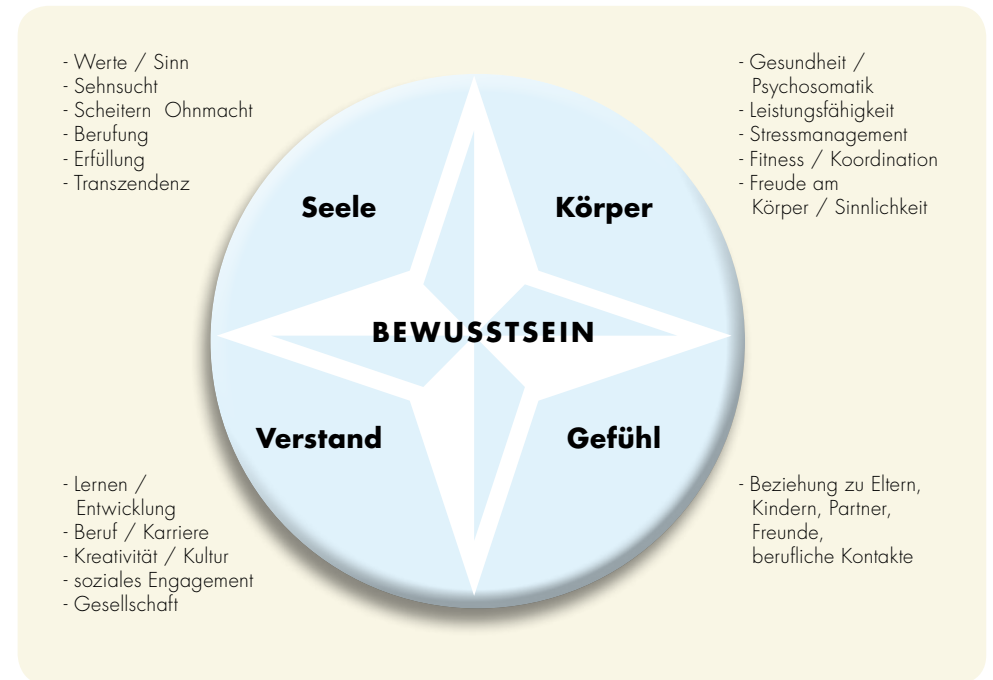
Diese Ergebnisse deuten auf einen Zusammenhang hin, den ich durch meine persönlichen Beobachtungen nur ganz und gar bestätigen kann. Innere Widerstandskraft, Selbstbewusstsein, Gelassenheit und Souveränität lassen sich kraftvoll fördern, wenn man auf verschiedenen Ebenen gleichzeitig ansetzt: bei der Beziehung zu sich selbst, beim Kontakt zu anderen Menschen und bei der aktiven Gestaltung der umgebenden Einflussfaktoren. Resilienz ist keine Eigenschaft, die uns Menschen von Natur aus in die Wiege gelegt wurde. Sie ist eine Veranlagung, die in jedem Menschen unterschiedlich ausgeprägt ist und aktiv angestoßen sowie gestärkt werden kann.

Ganz außer Frage gibt es Personen mit einer besonders ausgeprägten Stressresistenz oder einem unerschütterlichen sonnigen Gemüt, die das Glas immer halbvoll sehen. Von diesen in sich ausbalancierten, robusten Menschen laufen aber gar nicht so viele herum, wie man denkt. Bei genauerer Betrachtung ist das angeborene Steh-auf-Männchen-Gen eher die Ausnahme. Viel öfter bilden Menschen erst im Laufe ihres Lebens diese innere Festigkeit aus, indem sie die verschiedensten Höhen und Tiefen ihres Schicksals meistern. Widerstände und Prüfungen zwingen sie dazu, alle nur möglichen Ressourcen und Potenziale in sich selbst flott zu machen. Mir erging es nicht anders. Als junger Mensch war ich von einem Zustand des Einklangs und der inneren Gelassenheit noch Lichtjahre entfernt. Aber ich trug den unerschütterlichen Wunsch in mir nach einem erfüllten, glücklichen Leben und schwor mir, nicht locker zu lassen, bis ich dieses Ziel erreicht hätte.

So begann ich, mit mir selbst systematisch zu arbeiten. Ich fing an, ganz bewusst auf Spurensuche zu gehen, was meinem Körper und meiner Psyche wohltaut und mich in ein stabileres inneres Gleichgewicht brachte. Alle Gedanken, Blickpunkte und Übungen, die Sie in diesem Buch finden, sind durch meinen lang andauernden persönlichen Entwicklungsweg und meine Arbeit mit vielen unterschiedlichen Menschen herangereift. Ich freue mich, Ihnen meine praxisnahen Erfahrungen weitergeben zu können.

Das H.B.T. Human Balance Training – eine ganzheitliche Arbeitsmethode

Durch meine unterschiedlichen Erfahrungs- und Ausbildungswege konnte ich eine integrale Arbeitsmethode entwickeln, die den Menschen in all seinen Dimensionen von Körper, Gefühl, Verstand und Seele anspricht. Das H.B.T. Human Balance Training vereint Erkenntnisse und Methoden des Coachings und des Kommunikationstrainings, der humanistischen und transper-



sonalen Psychotherapie, der Körpertherapie und Körperarbeit, west-östlicher Weisheitslehren, der Neurobiologie und Stressforschung. Die Zusammenführung verschiedenster Arbeitsansätze ermöglicht einen fundierten und gleichzeitig zügigen Zugang zur eigenen Person.

Alle Lebensfelder eines Menschen, ob beruflich oder privat, und all seine Erfahrungen, ob gegenwärtig oder biografisch, sind in der Arbeit willkommen und werden in ihren vielfältigen Verflechtungen wahrgenommen und bearbeitet.

Der Human Balance Kompass sorgt für eine übersichtliche Darstellung der unterschiedlichsten Facetten und Themenbereiche. Er hilft, Dinge immer wieder im Zusammenhang zu betrachten und so einen systemischen Blick zu schulen. Er greift Themen auf, die jeden Menschen betreffen und die er in einem harmonischen Zusammenklang setzen möchte.

Mit dieser Methode konnte ich in den letzten Jahren so gute Erfahrungen sammeln, die mich davon überzeugen, dass sich eine integrale Vorgehensweise ganz besonders für das Training der persönlichen Resilienz eignet.

Die meisten meiner Klienten, die sich zu einem Seminar oder Einzelcoaching anmelden, befinden sich in einer für sie bedrückenden Situation. Oft haben sie sich über Jahre oder Jahrzehnte in eine Lebenskonstellation hineinmanövriert, die ihre persönlichen Bewältigungsstrategien heillos überfordert. Bei einigen dieser Personen korreliert die gegenwärtige Überforderung mit seelischen Gewichten, die sich in ihrem Lebensrucksack verbergen. Eine schwierige Kindheit, Verlust, Krankheit, Traumatisierung oder andere Schicksalsschläge binden ihre Lebensenergie in tiefen Schichten ihres Seins. Dazu gesellen sich die aktuellen Aufgaben im Job, die ja nicht weniger, sondern immer mehr werden. Diese Menschen haben oft schon viel ausprobiert, wissen theoretisch sehr viel und können praktisch ihre guten Erkenntnisse doch nicht realisieren. Eine

Unterscheidung zwischen beruflichen und privaten oder gegenwärtigen und vergangenen Inhalten macht an dieser Stelle keinen Sinn, da die Themen ineinander greifen und eine Gesamtdynamik entwickelt haben.

Um all diese subtilen Verflechtungen transparent zu gestalten und zielführend bearbeiten zu können, braucht es Achtsamkeit und Reflektion. So rückt in jedem der Human Balance-Kompasse das Bewusstsein in den Mittelpunkt. Der „Achtsamkeitsmuskel“ will täglich trainiert sein, denn er braucht wie alle anderen Muskeln unseres Organismus viel Aufmerksamkeit und kontinuierliche Beanspruchung. In meinen Trainings widme ich mich, neben der umfassenden Bewusstseinschulung, klar definierten Arbeitsstufen, die ich bei der Entfaltung von innerer Kraft als besonders wertvoll und gewinnbringend einstupe.

Zehn Schritte für die persönliche Resilienzförderung:

1. Innehalten – die Kunst der kleinen Pause
2. Standortbestimmung und Rollenklärung
3. Das Energiefass füllen
4. Den Lebensrucksack entlasten
5. Die inneren Antreiber ausbalancieren
6. Grenzen setzen – Grenzen wahren – Grenzen öffnen
7. Konflikte aktiv angehen
8. Konsequente Ausrichtung auf Handlungsspielräume
9. Halt im Netzwerk
10. Verankerung in der eigenen Kraft und Ruhe

Ein Mensch, der allein diese zehn Themen für sich reflektiert, bearbeitet und sie beständig in seine Tagesgestaltung mit integriert, wird von nichts und niemandem aufzuhalten sein, sein Leben in erfüllende Bahnen zu lenken. Nicht mal von sich selbst. Wem die persönliche Weiterentwicklung wirklich am Herzen liegt, der wird sich die Mühe machen, ein wenig tiefer zu schauen und seine eigenen Denk-, Gefühls- und Verhaltensweisen sorgfältig auf den Prüfstand zu bringen. Unser Auto fahren wir regelmäßig in die Werkstatt und durch den TÜV. Warum nicht auch unseren eigenen Organismus? Auch er bedarf

der sorgfältigen Hege und Pflege, um uns viele lange Jahre für ein glückliches und aktives Leben zu Diensten zu stehen.

Auch für die Entwicklung organisationaler Resilienz habe ich zehn Schritte definiert, die ich mit meinen Kunden nach und nach aufgreife:

1. Genaue Standortbestimmung mit der Geschäftsführung
2. Projekt- und Kommunikationsplanerstellung
3. Gezieltes Resilienztraining der Führungskräfte
4. Systematisches Einzelcoaching von „Schlüsselpersonen“
5. Resilienzschulung der Mitarbeiter
6. Stärkung der Teams und Schnittstellen
7. Konfliktklärung zur Verminderung von Reibungsverlusten
8. Ausbildung eines internen Resilienzberaters, der den Trainingstransfer begleitet
9. Überprüfung und Weiterentwicklung von Strukturen
10. Erfolge feiern, Resilienz für das Employer Branding nutzen

Der Weg ist nicht schwierig – ganz im Gegenteil. Alles, worüber ich spreche, ist kinderleicht und mit dem gesunden Menschenverstand nachzuvollziehen. Es braucht nur die Entscheidung, tatsächlich loszulegen. Viele meiner Gedanken werden Ihnen nicht neu vorkommen ... und dennoch – wenn sie schlichte Wahrheiten, die Sie vielleicht schon oft gehört haben, konsequent in Ihr Fühlen, Denken und Handeln integrieren, werden Sie in kürzester Zeit ungeheure Wirkung verspüren. Wie sich mein Leben anfühlt und gestaltet, ist kein Zufall, sondern liegt zu großen Teilen in meiner Hand. Was es braucht, ist Beharrlichkeit, Geduld und Humor mit sich selbst, um sich nicht abschütteln zu lassen, auf dieser Reise in die eigene Kraft.

Zum Weiterlesen:
 Handbuch Integrales Coaching (Beltz 2010)
 Handbuch Resilienz-Training (Beltz 2011)



Rote Kappen oder rote Jacken – im und um das Konzerthaus war alles in besten Händen, dokumentiert von Lender-TV der Heimschule Lender, Sasbach





Reinhard Winter

Jungen verstehen und unterstützen

Jungen werden im Zusammenhang mit Schule und Erziehung neuerdings häufig als „Problemgruppe“ bezeichnet. Dies markiert eine historische Wende, galten sie früher doch generell eher als geschickt, stark und überlegen. Dieser Mythos wurde wie andere männerbezogene Vorstellungen gründlich demontiert und entzaubert. Bilder von Männlichkeit haben sich verändert und damit die Bewertung dessen, wie Jungen sind. Hier gibt es immer noch Idealisierungen in Bezug auf das Männliche, das bedeutsam, wertvoll, toll und herausragend ist. Gleichzeitig zeigt sich heute aber die Sichtweise, dass Männlichkeit besonders schwierig sei und Probleme verursache – denken wir nur an Gewalt, Risikoverhalten und Kriminalität, aber auch an die „Jungenkrise“ in der Schule, oder an „schwierige“ Schüler, womit zu 80 bis 90% Jungen gemeint sind. Und immer häufiger findet sich zudem die Meinung, das Männliche sei überflüssig und nur störend. Weil das alles so ist, fehlt es vielen Erwachsenen an Orientierung. Diese Unsicherheit im Geschlechtlichen geben sie direkt an die Jungen weiter. Damit stehen Jungen heute vor besonders großen Herausforderungen in ihrem Männlichsein.

Um Jungen verstehen und unterstützen zu können, benötigen auch Lehrerinnen, Lehrer und andere Erziehende neue Orientierungen. Dabei geht es zunächst darum, das Männliche neu oder anders zu begreifen: Wenn verstanden wird, warum Jungen sind wie sie oft sind (oder zumindest viele Jungen), fällt es leichter, mit ihnen umzugehen und ihnen das mitzugeben, was sie brauchen. Im Verstehen des Männlichen von Jungen können ihre Bedürfnisse leichter identifiziert und beantwortet werden. Dabei ist allerdings wichtig: Jungen unterscheiden sich erheblich, es gibt nicht „die“ Jungen. Und auch wenn jungensbezogen eigene Themen oder besondere Konstellationen festgestellt werden, können die individuellen Ausprägungen höchst unterschiedlich sein, sich manchmal sogar gegensätzlich darstellen. Dennoch: die Trends und Tendenzen gibt es. Die fachliche Kompetenz besteht deshalb darin, das Jungenbezogene genauso wie das Individuelle wahrzunehmen und darauf einzugehen – zugegebenermaßen keine einfache Angelegenheit.

Das Phänomen „Junge“ lässt sich aus drei unterschiedlichen Blickwinkeln betrachten: psychisch, körperlich und sozial. Diese drei Perspektiven sind im wirklichen Leben überlagert. Sie bilden einen gemeinsamen „Zwirn“ des Jungeseins. An vielen Stellen ist der

Zwirn so verfilzt, dass nicht mehr erkennbar ist, welcher Faden dabei ursprünglich an welcher Stelle enthalten war. Darin liegt eine Ursache dafür, dass das Jungenthema oft nicht ganz einfach ist. Außerdem gibt es dabei leicht Streit, wenn eine Perspektive als alleinige Wahrheit betrachtet wird. Die Kunst, Jungen zu verstehen liegt darin, sich in den verschiedenen Ansichten bewegen zu können, Jungen mal von dieser, mal von jener Seite zu betrachten – und dabei nicht zu vergessen, dass das Jungesein zwar etwas Jungen Verbindendes darstellt, dass dennoch jeder Junge anders und individuell ist.

- Die psychodynamische Perspektive wird entlang der frühen Bindungen entwickelt, im Dreieck von Mutter, Vater und Junge. Die Lösung von der Mutter und ihre Funktion als gegengeschlechtliches Liebesobjekt stellt den Jungen vor Probleme – auch mit dem Vater, mit dem er konkurriert. Daraus entwickelt sich eine Bevorzugung von Aufgabenbeziehungen, die eine Aufgabe in den Vordergrund stellen und darüber Beziehung entstehen lassen.
- Der Blick auf Körper und Biologie befasst sich besonders mit dem Testosteron und dem, was dieses Hormon bewirkt. Das Geschlechtliche ist im Jungenkörper von der ersten Zellteilung an verankert. Muskelaufbau, Energielevel oder die Lust an der Bewegung sind auch körperlich inspiriert. Aber auch Statusbewusstsein, das Interesse an der sozialen Position hängt mit körperlichen Einflüssen zusammen. Als kulturelle und soziale Wesen stellt sich bei Menschen immer die Frage nach der Bedeutung des Körperlichen oder nach dem Spannungsverhältnis zwischen Natur und Kultur. Erbgut, Testosteron und Gehirn sind wichtig, um Jungen zu verstehen. Andererseits werden die Einflüsse aber oft überschätzt, weil sie nur isoliert betrachtet werden.
- Der soziale Aspekt rückt die gesellschaftliche Seite des Männlichen in den Vordergrund. Weil Menschen soziale Wesen sind, mischt bei ihnen auch in Geschlechterdingen immer die Gesellschaft mit: Mit Vorstellungen, Bildern, Regeln, Idealen. Dabei steht die Frage im Vordergrund, was die Gesellschaft in der ein Junge lebt und aufwächst, für „männlich“ hält, wie das in den Jungen kommt und wie er damit umgeht. Die herausragende Bedeutung des Geschlechtlichen nehmen Jungen sehr früh wahr, damit auch die Aufgabe, „sei Geschlecht“ und den Auftrag an den Jungen:

„Sei männlich“. Jungen suchen deshalb das Männliche, sie finden es und spiegeln es uns wider.

Aus diesen drei Zugängen lassen sich Bedürfnisse vieler Jungen und Anforderungen an eine Schule ableiten, die Jungen und ihren Anliegen (besser) gerecht wird: etwa in Bezug auf Bewegung und Aktivität oder sozialverträgliche Formen des Kämpfens.

Aus ihnen lassen sich aber auch Anforderungen an die Person der Lehrkraft ableiten, sowohl allgemein und dann noch unterschieden danach, ob es sich dabei um eine Lehrerin oder einen Lehrer handelt. Jungen fordern meist mehr persönliche Autorität von den Lehrkräften ein (wie auch der Eltern). Bekommen Jungen ihre Bedürfnisse nach Autorität nicht erfüllt, überschreiten sie Grenzen, werden großspurig oder ängstlich, übernehmen keine Verantwortung oder verweigern die Leistung.

In den Workshops bei der Jubiläumstagung der Schulstiftung wurde insbesondere der erste Teil des Buches „Jungen – eine Gebrauchsanweisung“ (Beltz Verlag 2011) auszugsweise vorgestellt und zusammengefasst. Das Buch hat der Autor zwar vor allem für Eltern verfasst, es stößt aber mittlerweile auch bei Lehrerinnen, Lehrern und anderen Erziehenden auf positive Resonanz, weil es den Stand der Dinge zum Jungesein verständlich vermittelt und zahlreiche Tipps für eine gelingende Jungenerziehung bereit hält. Zudem wurden Inhalte angesprochen, die der Referent in seinem Buch „Jungen brauchen klare Ansagen“ entwickelt hat (2014 ebenfalls im Beltz Verlag erschienen). Gelingt es Eltern nicht, ihre persönliche Autorität Jungen gegenüber ausreichend ins Spiel zu bringen, wird auch in der Schule mit den Folgen gekämpft; Jungen bringen ihre Themen in die Schule mit. Dasselbe gilt aber auch wenn Lehrkräfte sich nicht als gute, stabile, persönliche und vertrauenswürdige Autorität darstellen (können). Auch in diesem Fall scheren Jungen aus, tendieren in Richtung Größenwahn oder beginnen, Lehrkräfte oder Mitschüler zu tyrannisieren – und fordern damit eine klare(re) Führung ein.

Ich bin noch ganz beseelt von der Jubiläumsfeier, von den Inhalten und der Rahmung.

Herzlichen Dank für den schönen Tag. Er war wunderbar organisiert und die Referate waren großartig. Vielen Dank an alle, die zum Gelingen dieses Tages beigetragen haben.

Die Logistik war ein Meisterwerk!



Thomas Wolff

Was Kinder im Internet tun – und Lehrer darüber wissen sollten

Beim Jubiläumstag der Schulstiftung referierte Thomas Wolff über das Thema „Kinder im Internet“ und stellte unter anderem sein Buch „Was Schüler im Internet tun“ vor.

Grundlagen der Internetnutzung

1. Das Internet nutzen

1.1 Das Internet: Wie? Wann? Wo?

Ob im Café, auf dem Rücksitz im Auto oder in der Schule: Immer mehr Schüler sind online. War die Internetnutzung früher stark an einen Ort gebunden, wie etwa Internetcafés oder öffentliche Computerräume, so drängt das WorldWideWeb in zunehmend alle Bereiche des Lebens. Das beginnt morgens beim Warten auf den Bus, wenn schnell neue E-Mails und Nachrichten abgerufen werden, und endet im Bett, wenn das letzte Mal vor dem Einschlafen die Mails gecheckt werden. Und längst sind nicht mehr nur hochrangige Manager von der ständigen Erreichbarkeit betroffen, sondern bereits Kinder.

Während Erwachsene sich noch vage an die Zeiten vor dem ersten Internetanschluss erinnern können, ist es für heutige Schulkinder ein Zustand, den sie nicht anders kennen und als gegeben hinnehmen. Diese Entwicklung ist stark an die Entwicklungen der Technologiebranche geknüpft. Mit immer neuen Innovationen (z.B. Handy, Netbook, Notebook, Tablet-PC) wird der Versuch unternommen, alle Generationen zu vernetzen. Doch wie funktioniert das?

Zunächst einmal muss ein internetfähiges Gerät zur Verfügung stehen. Dies waren zu Beginn große und schwere Gehäuse-PCs mit schlechter Grafikkarte. Heutzutage gehören diese Computer eher ins Technikmuseum und werden von tragbaren Computern aus dem heimischen Wohn- und Arbeitszimmer verdrängt. Personal Computer und Laptops sind aber längst nicht mehr die einzigen Geräte, mit denen man sich in das Internet einwählen kann. Auch Handys besitzen seit geraumer Zeit Browser und E-Mail-Programme. Mit Einführung der ersten Tablet-PCs gibt es ein weiteres Gerät, das sich durchsetzen könnte. Tablet-PCs sind tragbare Computer in Notizblockgröße, die aufgrund ihres geringen Gewichts und der handgerechten Größe mit nur einer Hand bedient werden können. Hierbei wird unterschieden zwischen Tablet-PCs, die mit einem Stift bedient werden, wie etwa PDAs, und jenen Tablet-Computern, die wie das iPad mit einem Touchscreen, einem

Sensorbildschirm, ausgestattet sind. Tablet-PCs dienen eher der persönlichen Aufgaben-, Adress- und Terminverwaltung, wohingegen Tablet Computer eine neuartige Gerätekategorie darstellen und vorrangig der Mediennutzung dienen sollen.

Doch ein internetfähiges Gerät allein reicht freilich nicht aus. Man benötigt auch einen Internetanschluss, der kostenpflichtig von Telekommunikationsdienstleistern angeboten wird. Der Internetzugang bezeichnet im Allgemeinen die Verbindung eines internetfähigen Gerätes mit dem Internet. Dabei wird zwischen Breitband-, Schmalband und mobilen Verbindungen unterschieden.

Die Breitband-Datenübertragung bezeichnet die Verbindung über einen DSL- oder Kabelanschluss mit relativ hoher Datenübertragungsrate und daher größerer Geschwindigkeit. Dies äußert sich beispielsweise im schnelleren Laden einer Webseite. Im Gegensatz dazu dauert dies bei herkömmlichen Schmalband-Zugängen per Modem oder ISDN relativ lange. Mobile Verbindungen über UMTS oder GPRS ermöglichen den Zugriff auf das Internet von unterwegs.

1.2 Fakten zur Internetnutzung

Im Frühjahr 2010 waren über 50 Millionen Deutschen wenigstens gelegentlich online (ARD/ZDF-Online-Studie 2010). 76 Prozent der Onliner surfen sogar täglich im Netz. Damit wird klar: Das Internet gehört für die meisten bereits zum Alltag und wird gewohnheitsmäßig eingesetzt (ARD/ZDF-Online-Studie 2010). Doch trifft das auch auf Kinder und Jugendliche zu? Spielen sie nun im Internet statt auf dem Hof? Und haben sie nun viele Facebook-Freunde, aber kennen die Nachbarskinder nicht einmal vom Sehen?

Die Verfügbarkeit des Internets hat auch in Haushalten, in denen Kinder aufwachsen, kontinuierlich zugenommen. 2008 war in 85 Prozent der Familien ein Internetzugang vorhanden. Und obwohl sich die Entgelte deutlich reduziert haben, ist es immer noch eine Frage des sozioökonomischen Status, ob ein Internetzugang zu Hause vorhanden ist. 2008 nutzten schon 59 Prozent der Kinder im Alter von sechs bis 13 Jahren das Internet – wenn auch teilweise nur selten (KIM-Studie 2008). Bei den Online-Nutzern ab 14 Jahren waren es insgesamt 65,8 Prozent – eine vergleichsweise geringe Prozentzahl (ARD/ZDF-Online-Studie 2010). Was also machen Kinder zwischen sechs und 13 Jahren im WorldWide Web? Auf welchen Seiten surfen sie? In dieser Altersgruppe stehen

Suchabfragen in Suchmaschinen an oberster Stelle, gefolgt von der schulischen oder privaten Recherche sowie dem Umgang mit speziellen Kinderangeboten. Auch Online-Spiele, Drauflossurfen und die Nutzung von Angeboten für Erwachsene sowie Chatten und Musikhören über das Internet stehen bei den Sechs- bis 13-Jährigen hoch im Kurs (KIM-Studie 2008).

1.3 Motive der Internetnutzung

Die Motive der Internetnutzung sind zahlreich. Oftmals ist den Nutzern gar nicht bewusst, wie vielfältig sie das Medium inzwischen nutzen. So dient es als Kommunikationsinstrument, um mit Freunden und Bekannten in Kontakt zu treten, neue Freunde zu finden und sich mit diesen über verschiedene Kanäle (wie Chat oder E-Mail) auszutauschen. Anders als bei Jugendlichen ab 14 Jahren spielen die kommunikativen Aspekte bei der Internetnutzung von Kindern jedoch eine eher untergeordnete Rolle (KIM-Studie 2008). Hintergrund ist die Überlegung, dass sich das Internetnutzungsverhalten mit dem Alter ändert. Mit zunehmendem Alter steigt die Bedeutung von Kommunikationsaspekten wie E-Mailing, Chat und Instant Messaging (KIM-Studie 2008). Alle Altersgruppen nutzen das Internet jedoch zur Informationssuche, aber auch zur Unterhaltung. Es hilft bei der Entspannung und beim Abschalten vom Alltag bei gleichzeitigem Eintauchen in andere Welten. Hier sind vor allem Online-Spiele oder das »Drauflossurfen« zu nennen. Dabei kann Neugier befriedigt, es können aber auch unbekannte Dinge entdeckt werden. Kinder und Jugendliche nutzen das Internet aber auch zunehmend als Plattform für ihre Selbstdarstellung. So sind sie vor allem in sozialen Netzwerken und Videoportalen aktiv und veröffentlichen Beiträge, Fotos und Videos. In diesen Online-Gemeinschaften erleben sie auch ein starkes Zugehörigkeitsgefühl (Medienkonvergenz Monitoring Soziale Online-Netzwerke-Report 2010). Zudem nutzen Kinder und Jugendliche das Internet mittlerweile auch als Einkaufsmöglichkeit und nehmen es als Flohmarkt wahr. Grundsätzlich ist mithilfe des Mediums »Internet« jedwede Information für jeden, der über einen Internetzugang verfügt, abrufbar. Wissen kann unkompliziert und nahezu in Echtzeit bereitgestellt, verteilt und aufgenommen werden. Die Inhalte sind ständig und sehr schnell aktualisierbar. Das Informationsangebot des Internets kann, beispielsweise für Bildungszwecke, Archive, Bibliotheken oder Materialsammlungen vollständig aufnehmen, aber auch nach den Interessen einzelner Bürger selektieren. Die Internetnutzer können sich in Eigeninitiative interaktiv und zielgerichtet

informieren und sind nicht als passive Fernsehzuschauer oder Zeitungsleser ohne Einfluss auf die Informationsauswahl. Zugleich steigt die Informationsvielfalt, weil unzählige Quellen (etwa Websites von Zeitungen, Fernsehanstalten, Nachrichtenagenturen) mit geringem Aufwand und minimaler Zeitverzögerung abrufbar sind. Im Kostenvergleich mit Fernsehgeräten und dem Anschluss von Kabel- und/oder Satellitenanlagen sowieso gar mit mehreren Tageszeitungsabonnements und Büchern soll es in Zukunft günstiger sein, sich über das Internet zu informieren und weiterzubilden.

Dabei gilt es, das abrufbare Wissen zu selektieren. Verstärkte Informationsangebote führen nicht notwendigerweise zu vermehrtem (politischem) Wissen und Verstehen. Orientierungs- und Entscheidungsfähigkeit steigern sich nicht linear zur Wissensquantität. Internetnutzer sind nachdem bisherigen Erkenntnisstand folglich damit überfordert, relevante Informationen, die für das soziale Urteilsvermögen benötigt werden, von unwichtigem Wissen zu trennen. Auch vermögen nicht medienkompetente Nutzer nicht, den Seriositätsgehalt von Internetquellen zu bewerten. Durch technische Abläufe wird eine Scheinobjektivität suggeriert, die Kritikfähigkeit reduziert. Zudem gibt es Thesen über eine gleichsam natürliche (sozialpsychologische) Passivität des Publikums, welche eine Nutzung der Interaktivität des Internets in der politischen Kommunikation reduziert. Internetkompetenz ist gesellschaftlich wichtig, da ohne sie zukünftig die Spaltung in eine Klassengesellschaft von »Usern« und »Losern« droht: diejenigen, die mit dem Medien umgehen können –und andere, die zu manipulierbaren Nutzern werden...

Internetnutzer sind nachdem bisherigen Erkenntnisstand damit überfordert, relevante Informationen, die für das soziale Urteilsvermögen benötigt werden, von unwichtigem Wissen zu trennen.

Auszug aus: Wolff, Was Schüler im Internet tun, ISBN 978-3-407-25566-2 © 2011 Beltz Verlag
<http://www.beltz.de/fileadmin/beltz/leseproben/978-3-407-25566-2.pdf>





Bereichert wurde der Jubiläumstag durch eine Kleine Mittagsmusik

Das „Starc Stiftungsquartett“ beeindruckte und begeisterte mit brillantem Vortrag und setzte so einen weiteren Akzent an diesem Tag des Dankes und der Wertschätzung.

Annika Maren Starc (Kolleg St. Sebastian Stegen) - Violine
Gabriel Kilcher - Violine
Friederike Haselberger - Viola
Felix Roser - Violoncello



brachten

Joseph Haydn: Streichquartett in f-Moll
1. Satz und
Felix Mendelssohn-Bartholdy: Streichquartett in f-Moll 1. Satz

zur Aufführung.



■ **Thema**

Gewaltprävention

Moderation: Peter Kalb

Gaby Klewin/Klaus-Jürgen Tillmann

- 6 **Beleidigungen, Mobbing, Prügeleien**
 Der erziehungswissenschaftliche Blick auf Schüलगewalt

Joachim Bauer

- II **Aggression und Friedenskompetenz aus Sicht der Hirnforschung**

Birte Friedrichs

- I 4 **Der Klassenrat**
 Schülerbeteiligung ist eine Möglichkeit der Gewaltprävention

Peer Kaeding/Sabine Franke/Caroline Becker

- 20 **Wie Lehrkräfte Konflikte bearbeiten können**
 Methoden, die jeder anwenden kann ...

Christian Böhm

- 24 **Soziale Trainingskurse für gewalttätige Schüler und Schülerinnen**
 Welche Maßnahmen sind erforderlich, verfügbar und wirksam?

Helmolt Rademacher

- 28 **Programme für Gewaltprävention und -intervention**
 Angebote, Zielbestimmungen, Wirkungen

Peter Daschner

- 32 **Mehr Prävention, gezielte Intervention und vor allem: Kooperation**
 Das Hamburger »Handlungskonzept gegen Jugendgewalt« wird weiterentwickelt

■ **Magazin**

- | | |
|---|--|
| 54 Reformschule – was ist das? | 59 Deutscher Gründerpreis 2013 |
| 55 Geringe Jugendarbeitslosigkeit | 60 Thüringen will mehr junge Lehrer einstellen |
| 57 »Jugend forscht« geht in die 48. Runde | 60 Ostdeutsche Schüler lernen mehr im Geschichtsunterricht |
| 57 Jugendliche unterstützen Vorschulkinder beim Spracherwerb | 60 Kulturelles Interesse der Jugendlichen gesunken |
| 58 Jedes siebte Kind ohne Frühstück | 60 Unterschätzt |
| 58 Die Bedeutung der künstlerischen Fächer an den Gymnasien sinkt | 62 Materialien |
| 59 Europäischer SchulmusikPreis 2013 | 63 Termine |
| 59 Mangelnde Lese- und Rechtschreibkompetenz | 66 Impressum |
| 59 Immer mehr Azubis entscheiden sich für Pflegeberufe | 19 Einzelheftbestellung |

■ **Beitrag**

Heinz Klippert

- 36 **Kooperatives Lernen**
 Anregungen zum Aufbau von Teamfähigkeit in der Klasse

Phasen des kooperativen Lernens sind unverzichtbar für eine angemessene Gestaltung des Unterrichts sowie für die Bewältigung der Anforderungen des Berufslebens. Im Gegensatz zur Bedeutung steht die Realität des Lernens in Gruppen. Da wird oft mehr gegeneinander als miteinander gearbeitet. Im Beitrag geht es um konkrete Anregungen zur systematischen Erarbeitung der notwendigen Kompetenzen und um gute Bedingungen für Gruppenunterricht.

■ **Serie**

Inklusion
 3. Folge

Christoph Walther

- 42 **Schulentwicklung unter inklusivem Vorzeichen**
 Von Berührungängsten über Integrationsklassen zur Inklusion – ein langer Weg zum gemeinsamen Lernen

Der Weg einer Schulentwicklung unter inklusiven Vorzeichen ist lang. Vorbehalte und Widerstände sind normal. Das zeigen Erfahrungen von Schulen, die heute bereits inklusiv arbeiten. Was können Schulen, die heute anfangen, von solchen Schulen lernen? Wie können Schulen mit den Schwierigkeiten des Anfangs umgehen? Wie sieht die Praxis von Inklusion in der Sekundarstufe aus? Dies sind Fragen der dritten Folge der Serie zum Thema Inklusion.

■ **Bildungspolitik**

Sven Lehmann

- 46 **Operation Beutelsbach**
 Überrumpeln war gestern – Wir. Sind. Die Bundeswehr.

Jugendoffiziere werben um Nachwuchs für die Bundeswehr – auch in Schulen. Dies gilt verstärkt nach der Umstellung auf eine Freiwilligenarmee. Wie sieht diese Arbeit aus? Gehören Themen der Sicherheitspolitik nicht in die Hand von pädagogischen Fachkräften? Der Beitrag diskutiert den Unterschied zwischen interessengeleiteter Information und professioneller politischer Bildung.

■ **Rezensionen**

Stefanie Nickel

- 50 **Gut unterrichten**

Was sagen aktuelle Studien über guten Unterricht und welche Anregungen lassen sich daraus für das Handeln im Unterricht ableiten? Ein Überblick über Bücher zur Praxis eines differenzierenden Unterrichts, zum Unterricht aus interkultureller Perspektive, zu einer gelungenen Klassenführung, zu Anforderungen individualisierten Unterrichts und schließlich zu den Ergebnissen der Metastudie von John Hattie.

Jörg Schlömerkemper

- 53 **Empfehlungen**

Werkstatt Individualisierung

Die meisten Lehrer(innen) wollen den unterschiedlichen Voraussetzungen ihren Schülerinnen und Schülern gerecht werden. Sie wollen vor allem die Aufgaben und Lernangebote so gestalten, dass sie von heterogenen Lerngruppen gut genutzt werden können.

Hilfreich ist es, wenn Lehrkräfte gemeinsam überlegen, wie sie ein solches Konzept zur Individualisierung des Lernens gestalten können. Für eine solche Arbeit beispielsweise in Jahrgangs- oder Fachgruppen, aber auch für jeden einzelnen Lehrer bietet diese »Werkstatt« erprobte Anregungen.

Dabei geht es in fünf Lektionen um

- das Entwicklungsprogramm Individualisierung
- verschiedene Formen differenzierender Aufgaben
- Unterrichtsplanung für individualisiertes Lernen
- Möglichkeiten einer mehrdimensionalen Leistungsbewertung
- Möglichkeiten einer gemeinsamen Entwicklung von Unterricht und Schule

Grundlage dieser Werkstatt sind Erfahrungen des Miteinanderlernens von etwa 50 Schulen. Ziel der Werkstatt ist, Schule gemeinsam so zu gestalten und zu verändern, dass dort alle Schülerinnen und Schüler mit Freude lernen und gute Leistungen erreichen können.



2012

148 Seiten

€ 15,80

ISBN 978-3-925836-56-5

Weitere Bücher zum Thema



Methoden zur Veränderung der Praxis.
4. Auflage 2009
144 Seiten
€ 13,-
ISBN 978-3-925836-48-0



Ein breites Spektrum von Vorschlägen.
5. Auflage 2011
136 Seiten
€ 12,-
ISBN 978-3-925836-51-0



Ein verständlicher Hintergrund zur Praxis.
4. Auflage 2012
264 Seiten
€ 16,-
ISBN 978-3-925836-31-2

Aggression und Friedenskompetenz aus Sicht der Hirnforschung

Welchen Regeln folgt die Aggression? Welche Erfahrungen und Hilfestellungen brauchen Kinder und Jugendliche, um den neurobiologischen Aggressionsapparat mäßigend zu beeinflussen und Friedenskompetenz zu entwickeln? Neurobiologische Erkenntnisse können helfen, pädagogische Konsequenzen für die Schule zu formulieren.

JOACHIM BAUER

Aggression ist kein mysteriöses Phänomen, sondern folgt Regeln

So sehr uns Gewaltausbrüche – wie die an Schulen begangenen Amoktaten – fassungslos machen, und so sehr wir uns verständlicherweise zunächst dem Ansinnen verweigern, ein unentschuldigbares Geschehen »erklären« zu wollen (und es damit vielleicht ein Stück weit zu banalisieren), so sehr werden wir uns andererseits der Einsicht nicht entziehen können, dass Aggression und Gewalt keine mysteriösen Ereignisse sind. Wie alle Naturphänomene, so folgt auch die Aggression bestimmten – oft nicht auf den ersten Blick erkennbaren – Gesetzen. Die Einflussfaktoren für Aggression und Gewalt zu untersuchen und zu benennen, bedeutet nicht, Taten zu entschuldigen. Psychisch durchschnittlich gesunde Menschen besitzen eine – neurobiologisch begründete – Selbststeuerungsfähigkeit. Sie ist die Grundlage dafür, dass wir von jedem Mitmenschen mit Recht erwarten, dass er (oder sie) im eigenen Inneren auftauchende Gewaltimpulse kontrolliert.

Welche Motivationen (früher sprach man von »Trieben«) das Verhalten des Menschen steuern, muss heute nicht mehr auf der Basis von Intuitionen – sie sind das Manko verschiedener sozialpsychologischer

Theorien – beantwortet werden. Menschliche Motivationen haben in den sogenannten Motivationssystemen eine neurobiologische Basis. An diesen Systemen vorbei gibt es keine Motivation (und keinen »Trieb«). Einem anderen Menschen, von dem man nicht provoziert wurde, Schaden oder Schmerzen zuzufügen, ist »aus der Sicht der Motivationssysteme« bei psychisch durchschnittlich gesunden Menschen kein »lohnendes« Unterfangen. Bei Menschen mit einer psychopathischen Störung liegen Besonderheiten vor, auf die ich in meinem 2011 unter dem Titel »Schmerzgrenze« erschienenen Buch über die menschliche Aggression eingegangen bin. »Lohnend« aus Sicht der Motivationssysteme eines psychisch durchschnittlich gesunden Menschen ist es, sozial akzeptiert zu sein, Anerkennung zu erhalten, sich einer Gruppe zugehörig fühlen zu können oder geliebt zu werden. Damit bestätigt die moderne Neurobiologie *Charles Darwin*, der die »sozialen Instinkte« als stärksten Trieb des Menschen bezeichnete (Darwin befasste sich mit der Aggression, einen »Aggressionstrieb« sucht man bei ihm aber vergebens).

Zentrales Motivationsziel: Soziale Akzeptanz und Zugehörigkeit

Kinder und Jugendliche sehnen sich nach Zugehörigkeit. Eine Möglichkeit, wie Schulen diesem Bedürfnis

gerecht werden können, besteht darin, Schüler(innen) an das gemeinsame Singen, Musizieren und an den Sport heranzuführen. Die Ausrichtung menschlicher Motivation auf soziale Akzeptanz bedeutet jedoch nicht, dass wir »gut« sind. Menschen sind, um Zugehörigkeit zu erlangen, notfalls bereit, auch Böses zu tun. Junge Menschen – vor allem solche, die in ihren Milieus durch zwischenmenschliche Beziehungen nicht gut verankert sind – neigen dazu, Gruppen zu bilden, deren Identitätsmerkmale in hohem Maße – manchmal ausschließlich – darin bestehen, andere auszugrenzen, zu ärgern oder zu mobben. Das Böse ist hier jedoch nicht Selbstzweck (diesem Fehlschluss sitzen Sozialpsychologen gelegentlich auf), vielmehr vermittelt das gemeinsam ausgeübte Böse ein Gefühl der Zugehörigkeit – ein Mechanismus, in dem »Gutes« (Teil einer Gemeinschaft sein) und »Böses« (andere quälen) eine diabolische Verbindung eingehen. Uns Erwachsenen sind diese Ingroup-Outgroup-Mechanismen nur zu vertraut: Wir kennen benigne Spielarten (Fußballstadion), aber auch maligne Versionen (religiöser Fundamentalismus, Rassismus oder Nationalismus).

Aggression ist keineswegs immer etwas »Böses«. Diente sie keinem sinnvollen Zweck, so hätte sich das Verhaltensprogramm der Aggression im Verlauf der Evolution kaum erhalten. Zu den frühesten Erkenntnissen der

Aggressionsforschung zählte die Beobachtung, dass die Zufügung körperlicher Schmerzen zu den zuverlässigsten Auslösern zählt. Wer die Schmerzgrenze tangiert, wird Aggression ernten. Eine bahnbrechende Beobachtung der modernen Hirnforschung war nun, dass das Schmerz-Wahrnehmungssystem unseres Gehirns (die sogenannte »neuronalen Schmerzmatrix«) nicht nur auf körperlichen Schmerz reagiert, sondern auch auf soziale Ausgrenzung und Demütigung. Dass soziale Zurückweisung »aus Sicht unseres Gehirns« wie körperlicher Schmerz wahrgenommen wird, erklärt, warum Schülerinnen und Schüler nicht nur dann aggressiv reagieren, wenn sie körperlich angegangen werden, sondern auch dann, wenn sie sich ausgegrenzt oder gedemütigt fühlen. Dies bedeutet nicht, dass wir junge Leute nicht kritisieren oder ihnen nicht klar sagen dürften, was richtig und falsch ist (wir tun dies nach meinem Eindruck heute viel zu wenig). Wir sollten dies aber sachlich tun, ohne den jungen Menschen zu demütigen, lächerlich zu machen oder auszugrenzen.

Aggression: Unter welchen Voraussetzungen kann sie als soziales Regulativ dienen?

Da sich Aggression immer dann meldet, wenn Menschen sozial zurückgewiesen werden (oder das Gefühl haben, dass dies geschieht), erweist sich die menschliche Aggression als ein soziales Regulativ. Diese Funktion kann sie jedoch nur einlösen, wenn drei Voraussetzungen er-

zweite Voraussetzung ist, dass unser Ärger an denjenigen (oder an diejenigen) Mitmenschen adressiert wird, von dem (beziehungsweise von denen) die Störung tatsächlich ihren Ausgang nahm. Dass wir Aggression häufig nicht an die »richtige« Adresse richten, sondern auf Unbeteiligte (in der Regel auf Schwächere) »verschieben«, hat mit den Machthierarchien zu tun, die unser heutiges menschliches Zusammenleben prägen. Schüler(innen), die zu Hause Vernachlässigung oder Gewalt erleben, leben das sich daraus ergebende aggressive Potential entweder in der Schule oder im öffentlichen Raum aus. Eine dritte Bedingung dafür, dass Aggression regulierend wirksam werden kann, ist, dass sie sozial verträglich, d. h. in Dosis und Verabreichungsart angemessen kommuniziert wird. Weil die genannten drei Bedingungen jedoch oft nicht erfüllt sind, büßt die Aggression ihr Potential als soziales Regulativ in vielen Fällen ein.

Von der Kunst, Aggression zu kommunizieren

Aggression, die an die »richtige« Adresse gerichtet und sozial verträglich kommuniziert wird, ist konstruktiv und »gut«. Doch dazu muss die Dosis richtig gewählt sein. Die auf den mittelalterlichen Arzt *Paracelsus* zurückgehende Erkenntnis, dass es oft alleine die Dosis ist, die ein Mittel zum Heilmittel oder Gift macht, gilt auch für die Aggression. Die optimale Dosis ist gewählt, wenn aggressive Impulse über den Weg des Gesprächs kommuniziert werden. Auch hier sind Abstufungen möglich, von der respektvoll-sachlich vorgetragenen Beschwerde bis hin zu einer mit Affekt verstärkten Ansage. Jenseits des Gesprächs (beim reinen Geschrei, bei drohendem Auftreten oder gar bei der Anwendung körperlicher Gewalt) geht die kommunikative Funktion der Aggression in der Regel verloren. Aggression in diesem oberen Dosisbereich macht nur Sinn, wenn jemand akut oder vital bedroht ist. In den übrigen Fällen ist überdosiert, insbesondere körperlich ausgetragene Aggression der Ausgangspunkt für Aggressionskreisläufe. Gefühle des Ärgers oder der Wut in sich zu spüren und sie angemessen zu kommunizieren, will gelernt sein. Viele

Kinder und Jugendliche haben in ihren häuslichen Milieus dazu keine Möglichkeit. Rollenspiele – z. B. im Sozialkunde-, Ethik- oder Religionsunterricht – können Schüler(inne)n helfen, die Kunst der Kommunikation von Aggression zu erlernen. Kinder und Jugendliche sollten lernen, Wut und Ärger in sich wahrzunehmen und soweit als möglich zu kommunizieren. Wer Aggression auf Dauer nicht kommunizieren darf beziehungsweise kann, wird krank.

Das Aggressionssystem: »Bottom-Up-Drive« und »Top-Down-Control«

Was passiert im Gehirn, wenn Menschen Aggression aufbauen? Erste Ansprechstation beim Aufbau eines aggressiven Impulses sind die – beidseits tief im Schädelnieren des Gehirns gelegenen – Angstzentren (auch »Mandelkerne« genannt). Die uns aus der Verhaltensbeobachtung wohl bekannte Nähe zwischen Gefühlen der Angst und Aggression – Angst kann bekanntlich leicht in Aggression übergehen und umgekehrt – findet also neurobiologisch ihre Entsprechung. Gemeinsam mit einer Aktivierung der Mandelkerne kommt es beim Aufbau von Aggression immer auch zu einer Mobilisierung der Aversions- beziehungsweise Ekelzentren in der sogenannten Inselregion. Abhängig von der Stärke der erlebten Provokation können zusätzlich auch die Stresszentren des Hypothalamus (Aktivierung von Stressgenen mit nachfolgender Erhöhung des Stresshormons Cortisol) sowie die Erregungszentren des Hirnstammes (mit Veränderungen bei Atmung, Puls und Blutdruck) in Aktion treten. Die vier Komponenten (Angst-, Ekel-, Stress- und Erregungszentrum) werden als »Bottom-Up-Drive« des menschlichen Aggressionsapparates bezeichnet (ich spreche gerne von der »Dampfkessel-Komponente«). Bestünde unser Aggressionssystem nur aus diesen vier Komponenten, dann gliche unsere Situation jener von Reptilien.

Was unterscheidet die menschliche Aggression von der des Reptils? Simultan mit jeder Aktivierung des »Bottom-Up-Drive« kommt es beim Menschen zur Mit-Aktivierung eines Nervenzellnetzwerkes im Stirnhirn,

im sogenannten »Präfrontalen Cortex«. Die Aufgabe dieses Netzwerkes besteht darin, Informationen darüber abzuspeichern und verfügbar zu halten, wie Dinge, die ich selbst tue, aus der Perspektive anderer Menschen wahrgenommen werden. Neuroforscher bezeichnen die Funktion dieses Netzwerkes als »Top-Down-Control« (ich spreche gerne von »Moralischen Kontrollzentrum«). Ob und wie stark eine erlebte Verletzung oder Provokation mit einer aggressiven Reaktion beantwortet wird, entscheidet ein Kompromiss, der im Gehirn zwischen »Bottom-Up-Drive«- und »Top-Down-Control«-Netzwerken »ausgehandelt« wird. Diese Kompromissbildung kann unbewusst oder bewusst ablaufen (meist handelt es sich um eine Kombination von beidem). Sie kann – je nach Situation – einen Sekundenbruchteil, wenige Sekunden, Stunden oder Tage dauern. Wie die aggressive Reaktion ausfällt, hängt zum einen von der Stärke des »Bottom-Up-Drives« ab, zum anderen von der Funktionstüchtigkeit der »Top-Down-Control«. Beide Stellgrößen sind keineswegs – insbesondere nicht im Sinne einer genetischen Disposition – biologisch vorgegeben. Vielmehr unterliegt sowohl der »Bottom-Up-Drive« als auch die »Top-Down-Control« dem massiven Einfluss sozialer Erfahrungen. Ihr auf die Hirnstrukturen durchschlagender Einfluss ist zu keiner Zeit größer als in den Jahren der Kindheit und Jugend. Nichts prägt das Gehirn derart tiefgreifend und nachhaltig wie die pädagogischen Erfahrungen, die ein Kind oder Jugendlicher in den ersten 18 Lebensjahren macht (oder nicht macht).

Die neurobiologische Bedeutung von Beziehung und Erziehung

Um die Dampfkesselkomponente des Aggressionsapparates mäßigend zu beeinflussen, bedarf ein Kind beziehungsweise Jugendlicher verlässlicher Beziehungen, die ihm von seinen bedeutsamen Bezugspersonen (Eltern, Ersatzeltern, Pädagogen) gewährt werden. Haltgebende zuge-

wandte Beziehungen, erlebtes Vertrauen, Wertschätzung und Liebe aktivieren im Körper des Kindes und Jugendlichen verschiedene Botenstoffe, darunter das Bindungs- und Vertrauenshormon Oxytozin. Oxytozin hat einen dämpfenden Effekt auf die Erregbarkeit der Mandelkerne – und damit auf den »Bottom-Up-Drive«. Von mindestens ebenso großer Bedeutung – mit Blick auf die Friedenskompetenz junger Menschen – ist jedoch der zweite genannte Faktor, nämlich eine funktionstüchtige neuronale »Top-Down-Control«. Deren Funktionstüchtigkeit ist der für die Selbststeuerungsfähigkeit eines Menschen entscheidende Faktor. Sie hängt davon ab, ob das präfrontale Netzwerk die Informationen darüber, wie sich andere bei dem, was ich tue, fühlen, auch tatsächlich gespeichert hat und abrufbar bereithält.

Bei Geburt sind die im Stirnhirn gelegenen Netzwerke, die später als »Top-Down-Control« des Aggressionssystems dienen werden, ein noch »unbeschriebenes Blatt«. Aufgrund ihrer spät einsetzenden neuronalen Reifung können diese Netzwerke erst im zweiten bis dritten Lebensjahr beginnen, Informationen darüber zu speichern, wie andere Menschen erleben, was der kleine Mensch selbst tut. Wie finden nun aber diese Informationen den Weg in das Gehirn des Kindes? Sie tun dies im Rahmen eines jahrelangen Prozesses, den wir Erziehung nennen. Die zentralen Merkmale dieses Prozesses bestehen darin, dass wir das Kind – ab dem zweiten bis dritten Lebensjahr – liebevoll, aber auch konsequent anleiten, die Regeln zu erlernen, die Voraussetzung für gelingende Gemeinschaft sind: Impulskontrolle (im Dienste der Gemeinschaft), (auf andere) Warten und (mit anderen) Teilen. Erziehung zur Einhaltung sozialer Regeln ist – ausweislich der Konstruktionsmerkmale unseres Gehirns – alles andere als ein gegen die »Natur« des Kindes gerichtetes Programm. Im Gegenteil: Wer sie einem Kind oder Jugendlichen erspart, versündigt sich an der Reifung des Präfrontalen Cortex des noch jungen Gehirns.

Zwei Säulen der pädagogischen Arbeit

Ein nicht geringer Teil der pädagogischen Arbeit besteht also darin, jene frontalen Partien des menschlichen Gehirns in Funktion zu bringen, die unser Gehirn vom Reptiliengehirn unterscheiden. Eltern, die diese Arbeit oft nicht nur nicht mehr leisten wollen (oder können), sondern sich nicht selten sogar darin gefallen, entsprechende Bemühungen der Schule zu sabotieren, erweisen ihren Kindern einen Bärendienst. Keine Frage: Ohne Liebe geht nichts. Aber sie alleine reicht nicht. Jede gute Erziehung steht, neurobiologisch betrachtet, auf zwei Säulen: Erstens braucht jeder junge Mensch – vom ersten Lebenstag an – einfühlende Zuwendung und Unterstützung. Die zweite Säule ist eine im zweiten bis dritten Lebensjahr beginnende, schrittweise Anleitung des Kindes

Notwendig ist: Zuwendung, Ermutigung und Förderung auf der einen und Anleitung zur Einhaltung sozialer Regeln auf der anderen Seite.

zur Einhaltung sozialer Regeln. Diese pädagogische Aufgabe muss bis zum Abschluss der Adoleszenz fortgeführt werden und gehört zu dem, was schulischen Lehrkräften (und Eltern) die meiste Kraft abverlangt. Bekanntlich geht die gesellschaftliche Tendenz dahin, diese mühevollen Arbeit immer stärker von der Familie auf die Vorschule und auf die Schulen zu übertragen. Solange wir in Deutschland allerdings nicht genügend vorschulische Einrichtungen und keine Ganztagschulen haben, wachsen weiterhin Jahrgänge junger Leute heran, denen zu einem nicht geringen Teil beides fehlt: Zuwendung, Ermutigung und Förderung auf der einen und Anleitung zur Einhaltung sozialer Regeln auf der anderen Seite.

Literatur

Bauer, Joachim (2011): Schmerzgrenze – Vom Ursprung alltäglicher und globaler Gewalt. München
Bauer, Joachim (2007): Lob der Schule. München

Univ.-Prof. Dr. med. Joachim Bauer ist Hirnforscher, Arzt und Psychotherapeut. Für seine Forschungstätigkeit wurde er mit dem Organon-Forschungspreis der Deutschen Gesellschaft für Biologische Psychiatrie ausgezeichnet. Bauer ist Autor viel beachteter Sachbücher. Er lehrt und arbeitet als Internist, Psychiater und Arzt für Psychosomatische Medizin am Uniklinikum Freiburg. Adresse: Hauptstraße 8, 79104 Freiburg
E-Mail: joachim.bauer@uniklinik-freiburg.de

PÄDAGOGIK

Einzelheftbestellung

Bitte senden Sie die angegebenen Hefte an:

Name _____ Datum _____
 Straße _____ Unterschrift _____
 PLZ, Ort _____

Hier können Sie Einzelhefte der Zeitschrift PÄDAGOGIK bestellen. Wählen Sie aus und schicken Sie diese Seite an den Pädagogische Beiträge Verlag, Selbstverständlich können Sie auch faxen oder mailen.

Pädagogische Beiträge Verlag
 Rothenbaumchaussee 11
 20148 Hamburg

Fax: (0 40) 4 10 85 64
 E-Mail: paedagogik-einzelheft@web.de

Preise ab 1995: Einzelheft € 5,00; Doppelheft € 7,50.
 Preise ab Heft 7-8/2001: Einzelheft € 4,00; Doppelheft € 6,50. Preise ab 7-8/2005: Einzelheft € 4,50; Doppelheft € 9,00. Bei Bestellungen ab 20 Exemplaren: Einzelheft € 4,50; Doppelheft € 6,50; alle Preise zuzüglich Versandkosten.

Hefte, die vor 2000 erschienen sind, finden Sie im Internet unter www.redaktion-paedagogik.de/abo-hefte. Dort können Sie auch ein Bestellformular herunterladen.

- 2000**
- 1/00 Unterrichtsstörungen
 - 2/00 Methodenvielfalt (vergr.)
 - 3/00 Lernpsychologie – Lernen und Motivation (vergr.)
 - 4/00 Religion und Schule
 - 5/00 Höflichkeit
 - 6/00 Teamarbeit
 - 7-8/00 Schulentwicklung in der Region/ Vorbilder
 - 9/00 Computer – Unterricht – Internet
 - 10/00 Schulprogramme in Beispielen
 - 11/00 Freie Arbeit und Projektunterricht
 - 12/00 Leistungsvergleiche und kein Ende!
- 2001**
- 1/01 Bei Lernschwächen helfen
 - 2/01 Generationenwechsel
 - 3/01 Umgang mit Zeit
 - 4/01 Basiskompetenzen vermitteln
 - 5/01 Schülerrückmeldung über Unterricht
 - 6/01 Literalität – Wege zur Schriftkultur
 - 7-8/01 Pubertät/Privatisierung im Bildungswesen
 - 9/01 Humor
 - 10/01 Lernergebnisse sichern
 - 11/01 Praxishilfen Evaluation
 - 12/01 Begabungen fördern
- 2002**
- 1/02 In Gruppen lernen
 - 2/02 Hilfen für den Berufseinstieg
 - 3/02 Praxishilfen Unterrichtsentwicklung
 - 4/02 Orientierung bieten
 - 5/02 Wahrnehmen und Gestalten/ Ästhetik im Schulalltag
 - 6/02 Armut in der Schule
 - 7-8/02 Belastung und Entlastung/ Schule der Nachdenklichkeit
 - 9/02 Motivation
 - 10/02 Anders Arbeiten mit neuen Medien
 - 11/02 Wandel im Lehrerberuf
 - 12/02 Tipps für besseren Unterricht

- 2003**
- 1/03 Streitschlichtung
 - 2/03 Lernen nach PISA
 - 3/03 Angriffe auf den Lehrerberuf
 - 4/03 Diagnostische Kompetenz
 - 5/03 Selbstgesteuertes Lernen
 - 6/03 Schule gemeinsam gestalten
 - 7-8/03 Schule und Unterricht aus Schülersicht/ Zukunft der Bildung
 - 9/03 Heterogenität und Differenzierung
 - 10/03 Problemschüler
 - 11/03 Arbeitsökonomie im Lehreraltag
 - 12/03 Disziplin
- 2004**
- 1/04 Methoden im Wandel (vergr.)
 - 2/04 Ganztagschule
 - 3/04 Die gute Präsentation
 - 4/04 Berufsorientierung und Lebensplanung
 - 5/04 Verantwortung übernehmen
 - 6/04 Standardsicherung konkret
 - 7-8/04 Fördern und Ermöglichen/ Schule leiten im Dialog
 - 9/04 Erziehender Unterricht
 - 10/04 Schulinterne Qualifizierung
 - 11/04 Klassenklima
 - 12/04 Offener Unterricht
- 2005**
- 1/05 Aufmerksamkeit
 - 2/05 Suchtprävention
 - 3/05 Beim Lernen helfen
 - 4/05 Krisen – Unfälle – Reaktionen – Hilfe
 - 5/05 Tests und Unterrichtsqualität
 - 6/05 Beraten
 - 7-8/05 Lehrerbildung unterstützt Schulentwicklung/Pensionierung, Abschied vom Beruf
 - 9/05 Standards für pädagogisches Handeln
 - 10/05 Bewegter Unterricht
 - 11/05 Intelligentes Üben
 - 12/05 Dem Lernen Zeit geben
- 2006**
- 1/06 Individualisierung
 - 2/06 Autorität
 - 3/06 Schulentwicklung – Widersprüche, Problemzonen, Perspektiven
 - 4/06 Mittelstufe neu gestalten
 - 5/06 Kritikfähigkeit
 - 6/06 Erfahrungslernen im Fachunterricht
 - 7-8/06 Konkurrenz der Weltbilder/Gesamtschule – Umgang mit Heterogenität
 - 9/06 Neue Wege in der Elternarbeit
 - 10/06 Selbstständige Schule
 - 11/06 Konflikte lösen
 - 12/06 Kreativer Unterricht (vergriffen)
- 2007**
- 1/07 Ordnung und Disziplin
 - 2/07 Unterricht evaluieren und entwickeln
 - 3/07 Zentrale Prüfungen
 - 4/07 Arbeiten im Team
 - 5/07 Brennpunktschulen
 - 6/07 Lesen und Verstehen
 - 7-8/07 Selbstregulation lernen/ Schulkultur gestalten
 - 9/07 Beruf: Lehrerin
 - 10/07 Unterricht vorbereiten
 - 11/07 Instruktion im Unterricht
 - 12/07 Umgang mit Heterogenität

- 2008**
- 1/08 Projektunterricht gestalten
 - 2/08 Respekt und Anerkennung
 - 3/08 Aufgabenkultur
 - 4/08 Schulinterne Curricula
 - 5/08 Medienwelten – Jugendwelten
 - 6/08 Lernen inszenieren – Interesse wecken
 - 7-8/08 Regionale Bildungsnetzwerke/ Kulturtechniken – neu betrachtet
 - 9/08 Techniken für selbstständiges Arbeiten
 - 10/08 Spannungen im Kollegium
 - 11/08 Vor der Klasse stehen
 - 12/08 Regeln – Grenzen – Konsequenzen
- 2009**
- 1/09 Gesprächsführung
 - 2/09 Classroom Management
 - 3/09 Unterstützungssysteme
 - 4/09 Offenen Unterricht weiterentwickeln
 - 5/09 Übergang Schule – Beruf
 - 6/09 Leistung sehen, fördern, bewerten
 - 7-8/09 Schülerbeteiligung/Erinnern
 - 9/09 Praktikanten, Referendare und Mentoren
 - 10/09 Arbeitsfreude
 - 11/09 Neue Tipps für guten Unterricht
 - 12/09 Diagnostizieren und Fördern
- 2010**
- 1/10 Teamarbeit und Unterrichtsentwicklung
 - 2/10 Rechtsextremismus und Schule
 - 3/10 Alternativen zum 45-Minuten-Takt
 - 4/10 Schule als Erfahrungsraum
 - 5/10 Die eigene Schule umbauen
 - 6/10 Sprachkompetenz fördern
 - 7-8/10 Reformpädagogik – Nähe – Distanz/ Web 2.0 im Unterricht
 - 9/10 Sexuelle Gewalt und Schule
 - 10/10 Belastung – Entlastung
 - 11/10 Binnendifferenzierung konkret
 - 12/10 Lernen sichtbar machen
- 2011**
- 1/11 Mobbing
 - 2/11 Schüler beim Lernen beraten
 - 3/11 Jungen fördern
 - 4/11 Lernen durch Engagement
 - 5/11 Mit Lücken umgehen
 - 6/11 Pubertät
 - 7-8/11 Fächerverbindendes Lernen/ Strukturen im Kollegium schaffen
 - 9/11 Vielfalt gestalten
 - 10/11 Schulinterne Fortbildung
 - 11/11 Mit schwierigen Schülern umgehen
 - 12/11 Präsentieren lernen
- 2012**
- 1/12 Arbeitsdisziplin
 - 2/12 Fördernde Bewertung
 - 3/12 Praxishilfen Klassenleitung
 - 4/12 Lehren gemeinsam verbessern
 - 5/12 Die neue Sekundarschule
 - 6/12 Schüler als Lernhelfer
 - 7-8/12 Problemlösendes Lernen/ Lernen für die Welt von morgen
 - 9/12 Schulverweigerung
 - 10/12 Lehren und Lernen ohne Worte
 - 11/12 Gewaltprävention

Im Sinne der Gedanken von Herrn Pater Mertes ein Dankeschön für den Tag!

Es war mir eine Freude und Bereicherung dabei zu sein, das allgemeine Programm von der Einführung bis zum Schlussgebet mit hervorragenden Referenten, sehr gutem Essen und vielen persönlichen Begegnungen ließ mir den Festtag zu einem voll gelungenen Erlebnis werden.

Seite 178 / 179:
 OSiD Bernhard Moser, Kolleg St. Sebastian, Stegen, Schul- und Internatsleiter,
 Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Schulleiter der Schulstiftung
 und Pater Roman Brud OSSPE, Stegen



Thomas Herkert

Segensgebet

Grundgedanke:

In dankbarem Rückblick auf das Geschehene gehen wir gemeinsam in die Zukunft und bitten Gott um seine segnende Begleitung:

Wir schauen dankbar zurück auf die vergangenen 25 Jahre der Schulstiftung: auf alles, was gelungen ist und auf alles, was fehlerhaft war; auf die Menschen, die unsere Schulen geprägt haben und durch sie geprägt wurden: Lehrerinnen und Lehrer; Schülerinnen und Schüler; Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im technischen und im Verwaltungsdienst. All das Erlebte ist uns Ansporn, zuversichtlich in die Zukunft zu gehen. Sei Du, Gott, uns segnender Begleiter!

Als katholische Schulen stehen wir ein für einen menschenfreundlichen und menschenzugewandten Gott, der uns in unseren Mitmenschen begegnet, unabhängig von sozialem Status, Geschlecht oder Religion. Deswegen wollen wir die Würde jedes Menschen wahren – im Reden und im Tun. Sei Du, Gott, uns segnender Begleiter!

Unsere Welt verändert sich immer schneller und unsere Schulen sind ein Abbild dieser Welt. Deswegen muss auch Schule immer in Bewegung bleiben. Das erfordert von allen, die mitarbeiten, Energie und Geduld, wenn junge Menschen befähigt werden sollen, ihr Leben sinnvoll zu gestalten. Sei Du, Gott, uns segnender Begleiter!

Unsere Welt ist an vielen Orten friedlos und ungerecht. Wenn wir also um Frieden und Gerechtigkeit beten für unsere Schulwelt im Kleinen und die Welt im Großen wissen wir, dass auch große Ziele mit kleinen Schritten erreicht werden müssen. Das braucht Ausdauer. Sei Du, Gott, uns segnender Begleiter.



Herzlichen Glückwunsch zu dieser hervorragend geplanten und durchgeführten Jubiläumsveranstaltung!



Silvia Langer Kolleg St. Sebastian Stegen

Lass Blumen sprechen

Blumenschmuck und Bühnendekoration zum Jubiläumstag der Schulstiftung

Freudig überrascht nahm ich im Herbst 2013 das Angebot von Herrn Stiftungsdirektor Scherer und der Geschäftsführerin der Schulstiftung Frau Andrea Mayer an, die Konzerthausbühne Freiburg zum Tag des Stiftungsjubiläums im Februar 2014 zu gestalten.

Trotz einiger Vorerfahrungen mit derartigen Themen, ist die Möglichkeit der Gestaltung von Bühnen dieser Größe nicht gerade alltäglich. Schnell war mir klar, dass es im Konzerthaus Freiburg mit 1800 Teilnehmern nicht um eine einfache lineare oder punktuelle floristische Dekoration gehen konnte, sondern dass sich auf der Bühne das widerspiegeln muss, was wir in unserem schulischen Alltag erleben – Schülerinnen und Schüler mit all ihren Facetten: junge Menschen, die lesen und vertieft sind, die Musik machen oder hören, die auf ihrem Fahrrad oder Skateboard zur Schule rollen, die sportlich aktiv sind oder einfach tanzen. In Gesprächen mit den Schülerinnen und Schülern meiner Garten-AG am Kolleg St. Sebastian in Stegen kamen die Ideen zur Umsetzung in ein Bühnenbild.

Glückliche Umstände führten mich ins Lager der Firma Hils-Koop, Freiburg, in dem ich die fünf Holzstehlen fand. Mit Frau Therese Koop, der genial-ideenreichen Chefin entwickelten sich in vielen Stunden und fruchtbaren Gesprächen die Machbarkeit der Dekorationsidee. Für mich war es ein großes Glück, sie im richtigen Moment getroffen zu haben und zu erleben, dass im bereichernden Austausch große Ideen Wirklichkeit werden. Ihr und ihren Floristinnen/Azubis herzlichen Dank für die viele Arbeit auch außerhalb der normalen Arbeitszeit.

Am 24. Februar bündelten wir ab 6 Uhr morgens alle „Mitarbeiter“ der Bühnendekoration: 10 Schülerinnen und Schüler des Kolleg St. Sebastian Stegen standen an ihrem freien Tag pünktlich im Konzerthaus, um die von Frau Koop und ihren Mitarbeiterinnen angelieferten Bühnenteile aufzubauen und zu installieren.

Jede Hand wurde gebraucht, um bis zum Eintreffen der ersten Gäste eine perfekte und festliche Gestaltung zu gewährleisten. Für unsere Schüler/innen war es ein großes Erlebnis, hinter die Bühnen und die Bühnentechnik schauen zu können und zu sehen, wie aus vielen Einzelteilen ein großes Ganzes wird.

Um 9 Uhr „stand“ die Bühne mit 1300 frischen Tulpen – übrigens für jeden der gemeldeten Teilnehmer eine! Herzlichen Dank der Schulstiftung Freiburg, insbesondere Frau Mayer für ihre Unterstützung und freie Gestaltungsmöglichkeit und – für einen großartigen Auftrag.

Nicht Rote Rosen aus Athen war das Motto, sondern 1300 frische Tulpen für jeden gemeldeten Teilnehmer



Dietfried Scherer

Schlusswort

Wir haben zusammen einen Tag verbracht, der uns wertvolle und interessante Impulse und Anregungen gegeben hat. Ich danke sehr allen Referentinnen und Referenten, die dazu beigetragen haben. Eigentlich wäre es eine Frage des Anstandes, jedes dieser wichtigen Elemente des Tages nochmals eigens zu würdigen. Aber Sie wissen: 13 Referate stünden da an! Ich nehme den Dank hierfür in dem spontanen Applaus zusammen, den Sie eben den Referentinnen und Referenten gespendet haben.

Es war ein wunderbares Zusammenspiel von unterschiedlichen Sichtweisen auf das, was uns jeden Tag an den Schulen aus den je unterschiedlichen Berufsfeldern wichtig ist. Wir haben eine Vielzahl von Impulsen aus ganz unterschiedlichen Perspektiven bekommen. Das, was ich als ganz wertvoll empfunden habe, war, dass die Dinge sich ineinander verzahnt haben. Es war nichts so, dass eines erratisch nichts mit dem anderen zu tun hatte, sondern es ging letztlich um das, was wir täglich an unseren Schulen tun. Das ist ein großes Geschenk – und dafür bin ich dankbar.

Die Schulstiftung ist der Nachhaltigkeit verpflichtet. Deswegen und weil Sie ja nur zwei Workshops wählen konnten, werden wir den ganzen Tag mit seinen Vorträgen ebenso wie den Festakt im Dezember 2013 ausführlich in der nächsten Ausgabe unserer Zeitschrift FORUM-Schulstiftung dokumentieren.

Dank gilt auch den vielen Helfern und Helferinnen im Hintergrund. Sie haben eine ganze Reihe von Helferinnen und Helfern gesehen, aber es gibt eine noch größere Vielzahl von Leuten im Hintergrund, die Sie nicht gesehen haben, ohne die dieser Tag aber so nicht möglich gewesen wäre. Ihnen allen gilt ein herzliches Dankeschön!

Ein besonderes Dankeschön sage ich Ihnen, Herr Schwörer und Frau Mayer für die perfekte Logistik dieses Tages, dasselbe gilt für die Cheforganisatorin im St. Ursula-Gymnasium Frau Jensen.

Es ist heute nur eine Sache schief gegangen, die wir leider nicht beeinflussen konnten: der stundenlange Stau auf der A5, von dem die Kollegien aus Mannheim, Heidelberg, Bruchsal und Karlsruhe betroffen waren. Wir werden diesen Schulen eine Aufzeichnung des versäumten Teils für eine Vorführung in der Schule zur Verfügung stellen, so dass alle den ganzen Tag nachvollziehen können.



Den Tag erfüllt haben Sie, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, mit Ihrem Interesse, mit Ihrem Mitgehen, mit Ihren Gesprächen am Rande, mit dem, dass Sie sich aufeinander und auf die Themen eingelassen haben, mit Ihren vielen spontanen positiven Rückmeldungen. Ihnen allen ein herzliches Dankeschön dafür, dass Sie heute mit uns diesen Tag begangen haben - aber ein ebenso herzliches Dankeschön für die Arbeit, die Sie täglich an Ihrem Platz und an Ihrer Schule leisten!

Ich wünsche Ihnen allen einen guten und staufreien Nachhauseweg!





Mit Freude dabei: ehemalige Schulleiterinnen und Schulleiter im Gespräch über die Anfänge der Schulstiftung

Beate Schott mit P. Ottmar Hiller SAC

Die Hauskapelle des St. Paulusheimes in Bruchsal

Hoch über Bruchsal steht weit sichtbar auf dem „Klosterberg“ das St. Paulusheim. Ab 1922 erbaut, bot dieses monumentale Gebäude Heimat für zahlreiche Pallottiner, die sich seit 1915, von Italien kommend, in Bruchsal niedergelassen hatten. Auf das Jahr 1835 ist die Gründung der sich schnell verbreitenden „Gesellschaft des Katholischen Apostolates“ durch den römischen Priester Vinzenz Pallotti zurückzuführen. Die neu errichtete Unterkunft mit Wohnungen und Schulbetrieb sollte für die Ausbildung von Missionspriestern und Laienbrüdern sorgen.

In dieses herrschaftliche Gebäude wurde auch eine Kapelle integriert, die heute gleichermaßen der Hausgemeinschaft der Pallottiner wie der Schulgemeinschaft zur Verfügung steht. Doch wie so mancher Fremde in den Stockwerken und Gängen nach den richtigen Räumlichkeiten sucht, so ist auch die Hauskapelle ein verborgenes Kleinod und nicht sofort auf den ersten Blick zu entdecken. Von außen weist nur ein kleiner Glockenturm auf ihre Existenz hin.

Auch im Innern der Kapelle bleibt dem Besucher manches verborgen. Hinter einer Mauer in der Sakristei versteckt, zeigt ein Glasfenster die Himmelfahrt Mariä, die nach einem Motiv des spanischen Künstlers N. Velasquez in den 20er Jahren von Prof. August Babberger bearbeitet wurde. Holzaltäre an der Rückwand und Schranken trennten damals noch den Altarraum vom weiteren Gottesdienstraum ab.

Wer jedoch heute den Kirchenraum betritt, erlebt einen schlichten und offenen Raum, der in der Mitte der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts in der Konsequenz der Liturgiereform des 2. Vatikanischen Konzils umgestaltet wurde. Auch wenn es Vinzenz Pallotti zu Lebzeiten noch nicht ahnen konnte, so fanden seine Gedanken zur Stärkung der Laien, der „Heiligen mitten in der Welt“, in der neu gestalteten Kapelle des St. Paulusheimes konkrete Umsetzung.

Optischer Anziehungspunkt ist die von Josef Welling (Goldschmied und Bildhauer aus Koblenz) gestaltete Stirnwand im Chor. Gemauert aus jenen Natursteinen, aus denen auch die Außenfassade des Gebäudes besteht, sorgt sie für eine Verbindung der Außenwelt hinein in den kirchlichen Raum und verweist auf das paulinische Bild vom „lebendigen Stein“, der seinen persönlichen Beitrag zum Aufbau des Reiches Gottes leistet (1 Petr 2,5).



Die Hauskapelle des Paulusheimes vor dem Umbau. Seit 1922 Heimat für zahlreiche Pallottiner, die in den zwanziger Jahren aus Italien nach Deutschland kamen.

An dieser Natursteinwand erwarten grob gehaltene Bronzefiguren den Betrachter. Im Zentrum dieser Figurenkomposition befindet sich der Gekreuzigte mit Maria. Der Künstler hat bei seiner Darstellung weitgehend auf Details verzichtet, lediglich die aufgespießten Hände und Füße und die klaffende Seitenwunde weisen auf den Martertod hin. Dieser Mann am Kreuz wirkt leidend, klagend, wie einer von uns, nicht göttlich schmerzlos, nicht triumphierend, nicht heldenhaft. Noch im Tod ist er seiner Mutter zugewandt, die Körper sind ganz nah, der Künstler lässt Maria verzweifelt zu Jesus aufblicken. Doch in ihrer Körper- und Handhaltung scheint sich bereits das Wunder von Ostern anzudeuten. Links daneben deutet Johannes, der Lieblingsjünger Jesu, auf Christus am Kreuz. Johannes ist gestaltet als der von Gott Empfangende, der Hörende, der die Botschaft Jesu nicht bei sich behalten kann, sondern sie ganz im pallottinischen Sinn von praktizierter Nächstenliebe und Verkündigung an uns, die Betrachter, weitergibt.

Auf der rechten Seite, leicht unterhalb der Kreuzigungsgruppe, verweist der Apostel Paulus, der Patron des St. Paulusheimes, mit weit ausholender Bewegung Vinzenz Pallotti auf das Kreuzigungsgeschehen. Ähnlich wie Johannes ist auch Pallotti der Hörende, der Empfangende, der von der Botschaft Ergriffene, so dass sogar seine Gesichtszüge denen des Gekreuzigten ähnlich scheinen. Er ist der kleine, bescheidene, unscheinbare Mann, der seinen Traum, dass alle Christen Kirche sind und dass jeder und jede eine von Gott geschenkte Berufung hat, nie aufgeben wird.



An der Natursteinwand erwarten den Betrachter grob gehaltene Bronzefiguren und zeigen das Kreuzigungsgeschehen. Josef Welling hat bei seiner Darstellung dabei weitgehend auf Details verzichtet.

„Caritas Christi urget nos“: Die Liebe Gottes weiterzugeben in der helfenden und fördernden Zuwendung zu anderen, aber auch in der Verkündigung dieser Botschaft spiegelt sich in der weiteren Gestaltung des Kirchenraumes wider. Der schlichte aber wuchtige Altar aus schwäbischem Juragestein rückte in der neugestalteten Kapelle in die Mitte und damit in die Nähe der Gemeinde, die Anordnung der Sitze, des Ambos und des Tabernakels, entworfen von dem 2012 verstorbenen Münchener Bildhauer Max Fallner, verbindet Priester und Laien. Die von der 1971 verstorbenen Karlsruher Künstlerin Clara Kress gestalteten Fenster tauchen das Kirchenschiff in ein warmes Licht, ohne jedoch mit ihrer abstrakten Gestaltung den Blick des Betrachters zu sehr abzulenken.

So wie in der Vergangenheit Bruchsaler Bürgerinnen und Bürger das St. Paulusheim angenommen haben, sei es als Ort der schulischen Bildung der Kinder und Jugendlichen, sei es als Ort der Weiterbildung oder der Seelsorge, so ist auch heute nach wie vor die Hauskapelle ein Ort des Gottesdienstes, des Gebetes und der Begegnung.

Gut besucht sind die sonntäglichen Gottesdienste, besondere Wertschätzung erfahren die monatlichen, thematisch gestalteten Pallotti-Forum-Gottesdienste, Hochzeiten werden gefeiert, Kinder getauft.

Aber auch die Schulgemeinde will auf „ihre“ Kapelle nicht verzichten: die Klassen feiern ihre Fasten- und Adventsgottesdienste, Familientage finden dort ihren Abschluss, die Abiturienten verabschieden sich mit einem Gottesdienst vom Schulleben, Einladungen zu Vorträgen und Konzerten werden gerne angenommen. Auch manche Feierlichkeit erhält dort ihren würdigen Rahmen: im März dieses Jahres feierte die Haus- und Schulgemeinschaft zusammen mit Erzbischof Dr. Zollitsch 50 Jahre Heiligsprechung Vinzenz Pallottis und 90 Jahre St. Paulusheim.



Fotos: Jochen Vieser bzw. Fotos des Fotografen der Schulstiftung

Nach der Renovierung dominieren helle Farbtöne und im Zentrum findet sich ein schlichter aber wuchtiger Altar aus schwäbischem Juragestein.

Für Einkehrtage, Frühschichten und Meditationen wird zusätzlich der liebevoll gestaltete, direkt von der Hauskapelle zugängliche Taizé-Meditationsraum genutzt, der früher die Pforte des St. Paulusheimes sowie einen Beichtstuhl beherbergte.

Trotz ihrer versteckten und unscheinbaren Lage ist die Kapelle des St. Paulusheimes fester Bestandteil im spirituellen Leben von Schülern und Patres und Bindeglied vieler Ehemaliger an ihre Schule.

Matthias Kühle / Steffen Reich

Die Kapelle der Heimschule St. Landolin Ettenheim

Im Jahr 1967 nahmen Internat und Schule der Heimschule St. Landolin Ettenheim den Betrieb auf. Über 20 Jahre befand sich die Kapelle der Heimschule in einem der Internatsgebäude. Maßgeblich dem Einsatz von Internatsleiter und Schülerseelsorger Pfarrer Gerhard Hauk ist ein Kapellenneubau zu verdanken. Am 12. Mai 1988 weihte Weihbischof Dr. Paul Wehrle die neue Kapelle St. Landolin auf dem Schul- und Internatsgelände ein.

Deutlich erkennbar liegt die Kapelle in einer der Blickachsen des Schulgeländes. Auch durch ihren Baustil hebt sich die Kapelle von den übrigen Gebäuden ab. Der Bau erinnert außen wie innen an ein Zelt. Der Grundriss des Innenraums der Kapelle beschreibt einen Kreisabschnitt, in dessen Mittelpunkt der Altar steht. Der ebenfalls kreisförmige Altarraum erhält seine Helligkeit durch einen Lichtturm, der über die Spitze des „Zeltes“ hinausragt. Die offene Dachstuhlkonstruktion aus Holz vermittelt eine schützende Raumatmosphäre. Die Glocke in einem Glockenturm neben der Kapelle ruft zu den verschiedenen Gottesdiensten.

Der Innenraum der Kapelle wird durch die farbigen Fenster bestimmt. Diese wurden von Anita Gast, einer Lehrerin der Schule, entworfen und gestaltet.

Die Glasmalerei lebt vom je nach Sonnenstand und Lichteinfall wechselnden Tageslicht, das die farbigen Glasscheiben zum Leuchten bringt und manchmal Farbspiele an die Wand zaubert. Ihr Spiel der Formen und Farben in Kontrast und Harmonie, im Wechsel von warmen und kalten Tönen lässt eine Farbsymphonie, einen Lichthymnus entstehen, der den Kirchenraum in ein mystisches Licht taucht und eine meditative Atmosphäre erzeugt. Zugleich sollen die Motive der Fenster gut lesbar sein.

Grundthema und Leitmotiv ist das Licht, das durch die Farbgläser verwandelt wird. Im Lichtturm über dem Altarraum sowie unterhalb des Dachs verläuft im Kirchenraum ein Fensterband, das die Sonne und Lichtstrahlen zeigt - Symbol für Christus, das Licht. Hinter dem Altar befinden sich zwei hohe Chorfenster. Ähren und Weintrauben weisen auf die sakramentalen Zeichen Brot und Wein, also auf den Leib und das Blut Christi hin. Ober- und unterhalb der großen Fenster zeigen kleine Chorfenster die Symbole der vier Evangelisten, die auf das Wort Gottes verweisen (vgl. Ez 1,10 und Offb 4,7). So antworten die Fenster auf Altar und Ambo, ebenso wie sie die Hauptteile der Eucharistiefeier darstellen.



Von außen wie ein Zelt, beschreibt der Grundriss der Kapelle einen Kreisabschnitt...

Im hinteren Bereich der Kapelle strahlt das Abendlicht durch vier schmale hohe Fenster, die den vier Elementen zugeordnet sind: Feuer, Erde, Luft und Wasser. Zwei weitere kleine Fenster, die die seitliche hintere Wand auflockern, greifen die Motive Erde und

Feuer auf. Die göttlichen Werke loben ihren Meister und verkünden seine Macht, Herrlichkeit und Weisheit. So wie es im Sonnengesang des Hl. Franziskus heißt: „Sei gelobt, o Herr in all deinen Kreaturen, durch das Feuer, die Erde, das Wasser, den Wind.“ Man kann die Fenster auch so lesen: In Brot und Wein engagiert sich Gott für die Welt, konkret die Welt, aus der die Schüler/innen in den Raum der Kapelle kommen und in die sie nach Schulgottesdiensten wieder gehen. Diese „Welt“ beginnt direkt an der Kapellentür mit dem Pausenhof. Während der Pausen - etwa während des Pausengebets am Freitag - dringen die Geräusche der „Welt“ in den Gottesdienstraum, an den Fenstern huschen die Schatten der draußen spielenden Schülerinnen und Schüler vorbei.

Neben den Fenstern zieht auch das über dem Altar aufgehängte Kreuz den Blick auf sich. In der Mitte ist eine Öffnung, die einen Bergkristall einfasst, durch den je nach Tageszeit die Sonne leuchtet. Der Boden ist mit Teppich belegt. Die Bestuhlung kann





Die schmalen Fenster zeigen leuchtend schön die verschiedenen Elemente: Erde, Feuer, Luft und Wasser. Das Fenster auf der Seite zuvor zeigt Die Ähren – entworfen von Anita Gast

nach den Erfordernissen geändert oder ganz auf die Seite geräumt werden, so dass ganz unterschiedliche Gottesdienstformen möglich werden.

Die Kapelle steht in der Mitte des Campus und bildet somit auch sichtbar die Mitte der Schule und des Internates. Sie ist Zeuge für Gottes Zusage „Ich bin da“ – auch im Alltag einer Schule.

Die TAU-Band der Schule, die alle großen und viele kleine Schulgottesdienste musikalisch gestaltet, probt hier und spielt bei Gottesdiensten in der Kapelle. Mit einem Gottesdienst beginnen Lehrerinnen, Lehrer, Erzieherinnen, Erzieher Schulleitungen und Internatsleitung das neue Schuljahr. Die Schulwoche fängt für die 7. und 8. Klassen mit einem Morgenimpuls in der 1. Stunde an. Einmal in der Woche kommt eine mal kleinere, mal größere Gruppe Schülerinnen und Schüler zum „Freitagsgebet“ in der großen Pause in die Kapelle. Für die Schüler und Schülerinnen gibt es Meditations- und Musikangebote. Regelmäßig finden Klassen- und Stufengottesdienste statt. In den geprägten Zeiten lädt



... in dessen Mitte der Altar steht. Der kreisförmige Altarraum erhält seine Helligkeit durch einen Lichtturm. Die offene Dachstuhlkonstruktion aus Holz vermittelt eine schützende Raumatmosphäre.

der Schülerseelsorger zu besonderen Meditationen ein. Lange Zeit hatte die Heimschule einen Priester als Schülerseelsorger. So konnten regelmäßig Eucharistiefeiern stattfinden, sie sind jetzt seltener geworden.

Die religiösen Angebote für das Internatsleben haben ihren natürlichen Ort in der Kapelle.

Das Taizé-Gebet einmal im Monat am Sonntagabend stellt eine regelmäßige Verbindung zum Leben der Pfarrgemeinde her. Im Advent feiern Schule und Pfarrgemeinde morgens um 6 Uhr eine Rorate-Messe. Der Chor aus Schülern und Lehrern probt und singt unter der Leitung des Schulleiters. Anschließend ist die Gottesdienstgemeinde zum Frühstück ins Internat eingeladen: Begegnung in vielfacher Weise.

Aus den Schulen



Vera Herberger

Kochende Goldjungs – Koch-AG des Gymnasiums St. Paulusheim in Bruchsal holt Gold- medaille

Angefangen hatte es für die ganze Stufe: Im Rahmen der Suchtprävention besuchten die siebten Klassen ein ernährungspädagogisches Projekt bei der AOK Kochschule Bruchsal. Zwischen Pizza und Salat erwähnte Ernährungsberaterin Angelika Schroff einen Kochwettbewerb im Rahmen der Slow-Food-Messe in Stuttgart – und das Interesse der Jungs war geweckt. Aber war das zu schaffen, ohne größere Vorkenntnisse? Übung musste her, eine Koch-AG wurde von der IN VIA Schulsozialarbeit ins Leben gerufen. Seit Schuljahresbeginn trafen sich einmal in der Woche sechs Jungen mit der Schulsozialarbeiterin Vera Herberger um gemeinsam zu kochen. Bewusst war die AG nur für Jungs angelegt, um traditionelle Rollenmuster aufzubrechen.

Angefangen wurde bei Grundlagen wie Schneidekurs, Mengen abschätzen und Gemüse putzen, über Bolognesesoße kochen bis hin zu selbstgemachten Maultaschen steigerten sich die Aufgaben kontinuierlich. Die Ergebnisse konnten sich sehen lassen – aber nicht lange, denn sie wurden gemeinsam aufgegessen, zunehmend mit Gästen aus dem Lehrerzimmer. Auch die Familien der Jungs wurden auf Fortschritte aufmerksam, etwa wenn Mütter plötzlich Tipps vom Sohnmann bekamen. Manche drehten den Spieß auch um: „Ach, koch doch heute du mal für deine Geschwister!“

Seit Januar stand der Wettbewerb im Vordergrund: Ein Bruchsaler Rezept sollte es sein, mit regionalen Zutaten. Gemeinsam wurde überlegt und probiert, schließlich stand die Kombination von Kartoffel, Spargel, Wildschwein und Kräutern schnell fest. Von zwei



Einmal in der Woche wird geübt: schnippeln, rühren und abschmecken

eingereichten Rezepten wurde eins beim AOK Kinder- und Kochwettbewerb im Rahmen der Slow-Food-Messe „Markt des guten Geschmacks“ in Stuttgart angenommen. Über 70 Teams hatten sich beworben, 24 wurden zugelassen. Das Üben hat sich gelohnt: Nach einer gelungenen Präsentation vorab zeigte das Team auf der Showbühne in Stuttgart ihre Kochkünste und wurden mit Gold belohnt! „Ihr habt mit einer guten Präsentation, frischen, saisonalen und regionalen Produkten sowie einem sehr schmackhaften Gericht überzeugt“, lobte Jurymitglied und Küchenchef Andreas Kohler. Auch auf dem *Spargel-Erlebnis Bruchsal* konnten vier der Schüler ihr Können zeigen. Bruchsals Gastronomie-Größe Heribert Schmitt kündigte an, dass er sich professionelle Hilfe geholt hat von den „Goldjungs aus dem Paulusheim“. Moderator Winnie Bartsch fragte unter anderem nach der Reaktionen der Mitschüler, als sie mit der AG begonnen hatten. „Die Jungs sagten: Macht halt. Und die Mädchen wollten, dass wir für sie kochen!“

Zum Ausklang des Schuljahres wird der Kochplan eher bodenständig: die Jungs wünschen sich Kaiserschmarren, Pfannkuchen oder auch selbst gemachte Marmelade. Klar ist auch, dass das Projekt im nächsten Jahr weitergeführt wird, durchaus auch wieder mit gehobenen Rezepten. Anlass dafür wird etwa „Opera al a carte“ sein, ein klassischer Gesangsabend im St. Paulusheim mit Gaumenfreuden. Wer könnte das wohl besser als die Talente im eigenen Haus?



Lecker, lecker – der fertige Kartoffel-Spargel-Eintopf mit Wildschweinlollo und Pfannenbrot. Und als Beilage: die wohlverdienten Gold-Medallions ;)

Kartoffel-Spargel-Eintopf mit Wildschweinlollo und Pfannenbrot

Für den Kartoffel-Spargel-Eintopf (für 4 Personen)

- 1 kg Kartoffeln (vorwiegend festkochend)
- 250 g Schalotten
- 12 Stangen Spargel
- 3 Stangen Staudensellerie
- 2 EL Butter, Salz, Pfeffer
- 900 ml selbstgekochte Wildschweinbouillon
- 30g Bärlauch
- 50 ml Leinöl

Für den Wildschweinlollo

- 400 g Wildschweinrücken
- 100 g Wildkräuter (Giersch, Spinat, Bärlauch, Brennnessel)
- Feigensenf, Salz, Pfeffer, 6 Holzspieße

Für das Pfannenbrot

- 125 g Weizenmehl Typ 405
- 125 g Weizen-Vollkornmehl
- 1 Päckchen Trockenhefe
- 2 EL Leinöl
- 100 ml Wasser
- 1/2 TL Salz

Alle Bilder: Quelle: Herberger



Auf die Mütze, fertig, los! Auch auf der Bühne machten die Jungs eine gute Figur, überzeugten die Jury und holten Gold. Die Koch-AG des St.Paulusheims bei der Slow-Food-Messe in Stuttgart

Zubereitung:

1. Kartoffel schälen, waschen und in 3 cm große Würfel schneiden.
2. Schalotten abziehen, halbieren und in Scheiben schneiden.
3. Sellerie putzen, waschen und würfeln.
4. Spargel putzen und in 3 cm große Stücke schneiden.
5. Butter in einem Topf erhitzen und die Schalotten darin anrösten. Sellerie, Kartoffeln und Spargel hinzufügen und anschließend die Brühe angießen. Mit Salz und Pfeffer würzen und alles zudecken. 30 min bei mittlerer Hitze köcheln lassen.
6. Aus dem Mehl, der Trockenhefe, dem Leinöl und dem Salz einen Hefeteig herstellen.
7. Wildkräuter fein hacken.
8. Wildschweinrücken in acht gleich große Streifen schneiden, salzen, pfeffern und kurz scharf in anbraten.
9. Das Fleisch mit Feigensenf bestreichen und in den Wildkräutern wälzen.
10. Bei 160 Grad im vorgeheizten Backofen 10 min gar ziehen lassen.
11. Den Hefeteig in sechs gleich große Stücke teilen, zu runden Fladen ausrollen und in einer Pfanne ausbacken.
12. Bärlauch putzen und mit dem Leinöl pürieren.
13. Wenn die Kartoffeln gar sind, den Eintopf mit Salz, Pfeffer abschmecken.
14. Zum Anrichten die Suppe mit dem Bärlauchöl beträufeln

Rebecca Hartmann / Anja Just

Wettbewerbsbericht zum Konzert „Brücken“

Mit diesem Bericht möchten wir Ihnen einen Einblick geben, wie wir das Wettbewerbskonzert „Brücken“ organisierten. Doch zuerst möchten wir Ihnen unsere Schule vorstellen:

Gelegen am Rande des idyllischen Dorfes Sasbach, ist schon von weitem Musik aus dem Gebäude zu hören, denn irgendein Orchester oder Ensemble probt immer. Wir als Schüler sind sehr stolz auf das vielfältige Angebot im Musikbereich. Immer wieder engagieren sich Lehrer und Schüler und erarbeiten diverse Projekte zusammen. Ende letzten Jahres teilte unser Musiklehrer, Herr Noss, uns mit, dass die Möglichkeit bestünde, bei dem Orchesterwettbewerb von Jeunesses Musicales teilzunehmen. Wir waren total begeistert von dieser Idee und beschlossen, diese Herausforderung anzunehmen.

Im Musikunterricht:

„Leute, wir brauchen erst mal Stücke!“ Das war das Gesprächsthema für den Rest der Stunde. Vorschläge wurden gemacht, manche wurden abgelehnt, andere wurden angenommen. Nachdem wir uns endlich geeinigt hatten, welche Gruppen mitmachen sollten und auch die Stücke feststanden, kam das nächste Problem: die Reihenfolge der Stücke und damit eng verbunden das Theaterstück. Dieses sollte später den roten Faden darstellen und aus dem Konzert eine „runde Sache“ machen.

Beim ersten Theatertreffen:

Fällt Ihnen eine Möglichkeit ein, viele grundverschiedene Komponisten wie A. Vivaldi und L. Cohen in einem Theaterstück zu verbinden? Uns auch nicht. Dennoch mussten die mutigen Theaterleute für diese Frage eine Lösung finden – und das möglichst schnell. Von der endgültigen Version, die wir bei der Generalprobe zum ersten Mal sahen, waren sowohl wir, als auch das Publikum am Abend darauf hoch begeistert.

Generalprobe:

Vieles hatten wir schon erledigt, einiges stand uns noch bevor. Wie schwierig es ist, alles unter einen Hut zu bringen, merkten wir bei der Generalprobe. Neben den einzelnen Proben des Orchesters, des Chores und der verschiedenen Ensembles mussten wir auch noch die Ausarbeitung für die Jury schreiben.



Der Tag der Aufführung:

Total angespannt und übermüdet trafen wir ein paar Stunden vor Konzertbeginn ein, um die letzten Aufgaben zu bewältigen. Wir bemühten uns, trotz des Stresses die Juroren entspannt und freundlich zu empfangen. Alle saßen auf ihren Plätzen, das Orchester hatte gestimmt, der Chor war eingesungen, das Bewirtungs-Team war in Startposition, alle Theaterleute waren endlich eingetroffen, mit der Technik war alles abgesprochen und auch unser Schulleiter war bereit, die gewünschte Begrüßungsrede zu halten. Zum Glück waren alle Plätze belegt, worauf wir mächtig stolz waren, da wir uns viel Mühe mit Werbung (Plakate, Flyer, Durchsagen, Vorstellung in der Dienstversammlung der Lehrer, ...) gegeben hatten. Jetzt musste einfach alles klappen – die ganze Anspannung der letzten Stunden fiel von uns, als die ersten Töne erklangen.

Unsere Mühe hatte sich gelohnt. Wir waren uns zwar alle einig, dass unser Konzert ein großer Erfolg geworden war, doch der erste Preis war für unsere gesamte Schule dann doch eine große Überraschung und eine riesige Freude.

Der krönende Abschluss dieses Projektes war die Preisübergabe in Weikersheim am 16. November 2013. Das Besondere daran war, dass wir nicht nur unsere Urkunde und das Preisgeld in Höhe von 1000 Euro entgegen nehmen durften, sondern dass wir das ganze Wochenende lang zusammen mit anderen Vertretern der am Wettbewerb teilnehmenden Orchestern ein gemeinsames Abschlusskonzert erarbeiteten, was von dem Dirigenten Martin Lentz geleitet wurde.

Es war für uns eine große Ehre, solch wertvolle Erfahrungen sammeln zu dürfen. Die lobenden Worte unseres Juroren Dorian Weißinger machten uns mächtig stolz auf unsere Schule: auf alle, die am Konzert beteiligt waren, die viele Stunden ihrer Freizeit geopfert haben, um mit uns solch eine Aufführung auf die Beine zu stellen. Er hatte absolut recht,





Von Antonio Vivaldi bis Leonhard Cohen wurde ein musikalischer roter Faden gesucht – und gefunden. Der 1. Preis im Orchesterwettbewerb war Lohn konzentrierter Arbeit und vieler Proben.

als er dem Publikum in seiner Laudatio mitteilte, dass „an diesem Abend die gesamte Schule ‚Kopf‘ zu stehen [schien]“. Zusätzlich betonte er: „Das Aufgebot der Heimschule Lender [...] ließ die Schulmusik an diesem Haus in einem glänzenden Licht erscheinen. Dabei zeugten die Aufführungen allesamt von einer außergewöhnlichen Reife.“
Wir, das Organisationsteam, möchten uns an dieser Stelle ganz herzlich bei allen Schulkameraden und mitwirkenden Lehrkräfte bedanken, die mit uns so ein tolles Ergebnis zustande gebracht haben. Vielen Dank!



Dorian Weißinger

Laudatio – Streich- und Sinfonieorchester der Heimschule Lender in Sasbach, Kategorie Schulensemble, 1. Preis

Liebe junge Musikerinnen und Musiker, sehr geehrt Damen und Herren, die im Wettbewerb 2012/2013 ausgeschriebene Kategorie „für Schulensembles“ ermöglichte unter dem Titel „von variabel bis sinfonisch“ ein weites Spektrum für alle denkbaren Formationen. In Sasbach wurde diese Vorgabe weit über die Frage nach der Orchesterbesetzung hinausgehend interpretiert: Das Aufgebot der Heimschule Lender mit Sinfonieorchester, zwei Solokonzerten herausragender Solisten, kammermusikalischen Besetzungen, Chor mit Soli, Theatergruppe und großem gemeinsamen Finale ließ die Schulmusik an diesem Haus in einem glänzenden Licht erscheinen. Dabei zeugten die Aufführungen allesamt von einer außergewöhnlichen Reife im Ensemblespiel. Alle Werke, ob in kammermusikalischer oder sinfonischer Besetzung, wurden mit außergewöhnlicher Spielfreude musiziert, und das Orchester entwickelte im Laufe des Abends einen geradezu symphonischen Klang.

Das selbst gewählte Motto „Brücken“ führte wie ein roter Faden durch die Programmabfolge, wurde auf kongeniale Weise in der Moderation umgesetzt und ständig auf humorvolle Weise hinterfragt. Das Vorhaben „Brücken“ schlagen zu wollen, hatte noch den zusätzlichen Aspekt, dass wenige Wochen nach dem Konzert eine Reise nach Israel anstand, wo Teile des Programms aufgeführt werden sollten.

An diesem Abend schien die gesamte Schule „Kopf“ zu stehen: Insgesamt standen über 60 Schülerinnen und Schüler auf der Bühne, die Licht- und Tontechnik wurde von der entsprechenden AG übernommen, eine weitere Klasse versorgte Eltern und Freunde mit Getränken und kleinen Speisen. Der hauseigenen Fernsehsender Lender-TV bat uns Juroren gleich zum Interview.

Wenn an einer Schule – außerhalb des regulären Musikunterrichts – Musik so „gelebt“ wird, erscheint die ganze Diskussion über die Lage dieses Schulfachs in einem neuen Licht. Dieses Engagement zeichnet die Jeunesses Musicales Deutschland mit ihrem „etwas anderen Wettbewerb“ aus. Denn eines unserer Ideale, für die wir uns in all unseren Projekten und Initiativen einsetzen, ist es, Menschen durch Musik zu verbinden, über alle vermeintliche Grenzen hinweg!

Meine sehr verehrten Damen und Herren: Der 1. Preis des Deutschen Jugendorchesterpreises 2012/2013 in der Kategorie Schulensembles geht an das Streich- und Sinfonieorchester der Heimschule Lender in Sasbach.



Personalmeldungen

Wechsel in der Schrifteleitung von FORUM-Schulstiftung

Das Heft 59 von FORUM-Schulstiftung erschien zum 25-jährigen Stiftungsjubiläum und ist mit einer Zäsur in unserer Zeitschrift verbunden.



Seit mehr als zehn Jahren hat **Dr. Dirk Schindelbeck** die Schrifteleitung von FORUM-Schulstiftung betreut. Mit der Übernahme der Schrifteleitung durch ihn wurde FORUM-

Schulstiftung neu konzipiert. Hieran hatte Dr. Schindelbeck maßgeblichen Anteil. Ihm ist es auch zu verdanken, dass FORUM-Schulstiftung inzwischen als Zeitschrift in Deutschland mit einer ISSN-Nummer gelistet ist und in vielen Bibliotheken einen selbstverständlichen Platz hat. Auch das äußere Erscheinungsbild wurde deutlich verändert und der Umfang erweitert. Dr. Dirk Schindelbeck hat darüber hinaus immer wieder selbst größere Beiträge für die Zeitschrift produziert und aus seinem breiten Fundus an Themen aus den Bereichen Geschichte, Germanistik, Gemeinschaftskunde und speziellen Themengebieten wie Propaganda, Werbung, Kommerzialisierung, Sammelleidenschaft u.a. interessante Texte beigetragen. Die Bebilderung von FORUM-

Schulstiftung verdankt sich in wesentlichem Umfang seinem hervorragenden Bildfundus aus dem Kultur- und werbegeschichtlichen Archiv Freiburg.

Aufgrund seiner erfolgreichen Bewerbung um ein Projekt der Friedrich-Schiller-Universität Jena, zum Thema „Die Sprache der Dinge“ in Zusammenarbeit mit dem Museum der Arbeit in Hamburg ergab sich für Dr. Schindelbeck eine neue berufliche Perspektive, die sich aufgrund der vielen Auswärtstermine nicht mehr mit einer kontinuierlichen Mitarbeit im Team von Fortbildung und FORUM vereinbaren ließen. Aus diesem Grund musste Dr. Dirk Schindelbeck leider seine Tätigkeit für die Schulstiftung beenden. Mit dem Heft Nr. 59 zum 25-jährigen Stiftungsjubiläum Ende 2013



als Jubiläumsheft hat er seine Arbeit gekrönt. Wir danken Dr. Schindelbeck für sein über zehnjähriges Engagement und wünschen ihm für seine jetzige interessante berufliche Tätigkeit viel Freude und Erfolg.

Zur neuen Schrifteleiterin von FORUM-Schulstiftung wurde StR **Jennifer Besinger** vom St. Dominikus-Gymnasium Karlsruhe bestellt. Als langjährige Journalistin und Lehrerin für Deutsch und Politik bringt sie die besten Voraussetzungen für verantwortungsvolle Tätigkeit einer Schrifteleiterin von FORUM-Schulstiftung mit. Wir wünschen Jennifer Besinger für ihr neues Aufgabengebiet viel Freude, eine glückliche Hand und alles Gute.



Fotogentur Kiederle

Klosterschulen Unserer Lieben Frau Offenburg

Zum Ende des laufenden Schuljahres wird **Realschulleiterin Angelika Spitzmüller** nach über zwölf Jahren engagierter Tätigkeit als Schulleiterin an der Realschule der Klosterschulen Unserer Lieben Frau in den Ruhestand treten. Zu Ihrer Nachfolgerin hat die Schulstiftung **Brigitte Naber** vom Staatlichen Seminar für Didaktik und Lehrerbildung (Realschulen) Karlsruhe bestellt.

Über die Verabschiedung von Realschulleiterin Spitzmüller und die Amtseinführung von Brigitte Naber werden wir im nächsten FORUM-Schulstiftung ausführlich berichten.



Zum Tod von Weihbischof Wolfgang Kirchgässner

Am 25. März 2014 verstarb Weihbischof Wolfgang Kirchgässner, der als langjähriger Bischofsvikar für das Ordenswesen und Vorsitzender des Caritasverbandes für die Erzdiözese Freiburg über lange Jahre tätig war. Der Schulstiftung war Weihbischof Kirchgässner vor allem dadurch verbunden, dass er die ersten zehn Jahre im Stiftungsrat der Schulstiftung Mitglied gewesen ist. Als Bischofsvikar für das Ordenswesen war ihm sehr daran gelegen, dass es für die Werke der Orden im Bildungsbereich, insbesondere für die von Orden getragenen Schulen, eine gute Perspektive gegeben hat. Diese Perspektive in Form der Schulstiftung, die Verantwortung für die bislang von Orden getragenen Schulen übernommen hat, begleitete er engagiert als Mitglied des Stiftungsrats der Schulstiftung. Aus diesem Gremium schied er mit seiner Emeritierung am 31. Dezember 1998 aus. Die Schulstiftung ist Weihbischof Kirchgässner für diesen wichtigen Einsatz im ersten Jahrzehnt der Schulstiftung sehr dankbar.

Dietfried Scherer

Fortbildungen



Joshua Jacobs

SMV-Arbeit und Demokratie – eine Fortbildung für die Schülersprecherinnen und Schülersprecher der Stiftungsschulen

Kai Stenull, Referent für politische Jugendbildung – stellt sich der eine Leiter des Seminars vor. Mit ihm begrüßt uns auch Miriam Kaulisch, die sich mit ihm die Seminarleitung teilt.

Sie macht gerade ihr FSJ und ist jetzt zum zweiten Mal dabei, wie sie uns erzählt. Beide kommen aus dem Heinrich Pesch Haus, das für dieses Seminar mit der Schulstiftung zusammenarbeitet und die Räumlichkeiten und Unterkünfte der zweitägigen Veranstaltung stellt.

Katharina Hauser ist auch mit von der Partie. Sie kommt von der Schulstiftung. Dort ist sie Fortbildungsreferentin und steht jetzt außerdem für Fragen zur Schulstiftung bereit.

Ich bin einer der dreizehn Schülersprecher, die da im Stuhlkreis sitzen und darauf warten, was als nächstes passiert. Es geht um das Seminar „SMV-Arbeit und Demokratie“ vom 23. bis zum 24. Januar 2014. Eine Fortbildung für uns, über diplomatisches Vorgehen im Schulalltag.

Herr Stenull erklärt, dass sich das Programm an unseren Wünschen und Erwartungen orientieren soll und bittet uns, farbige Karten mit Erwartungen an das Programm und das Team, aber auch Befürchtungen zu notieren und an den Pinnwänden zu sammeln.

Das Bild, das sich ergibt, zeigt aber nur, dass alle mit dem Programm zufrieden sind, und dass einige befürchten, unsere Seminarleiter könnten zu streng sein. Diese Befürchtungen werden sich aber bald als unbegründet herausstellen!

Nach dem Mittagessen bekommen wir von Frau Hauser noch einmal Informationen über die Stiftungsschulen und die Stiftung selbst. Es geht um Ansätze und Leitlinien, aber wir bekommen von ihr als Erdkundelehrerin auch einen Überblick über die geographische Lage der Schulen.

„Der Landesschülerbeirat ist die demokratisch legitimierte Landesvertretung der Schülerinnen und Schüler in Baden Württemberg“ heißt es auf der offiziellen Webseite der Schülervertretung. Wir unterhalten uns eine Stunde lang über die Wahlen (die haben mittlerweile stattgefunden) zum neuen Beirat für die nächsten zwei Jahre, die Aufgabe und Möglichkeiten des Beirates und die Rolle der Freien Schulen.

Am Nachmittag, nach Kaffee und Kuchen, sprechen wir über das Titelthema des Seminars: Demokratie in der SMV. Demokratie hat viele Aspekte, also sammeln wir zuerst in einer Mindmap, was für uns Demokratie ausmacht. Wichtige Aspekte sind für uns das Mitspracherecht, die Möglichkeit zur Kontrolle von außen und die Gleichberechtigung.

Wir haben auf diesem Seminar durch Herrn Stenull die „Betzavta“-Übungen (Betzavta = Miteinander) kennengelernt: eine aus Jerusalem stammende Übungssammlung, um demokratische Abläufe verstehen und Konflikte besser lösen zu können.

Konfliktlösung ist auch Thema in der folgenden Übung: Im ersten Schritt schreiben wir auf, was wir jetzt am liebsten tun würden (z.B. rausgehen, lesen usw.). Dann treffen wir uns in Kleingruppen und kneten uns mit Bindfäden zusammen, so dass sich jeder nur begrenzt von der Gruppe entfernen kann. Als nächstes sollen wir dann versuchen, unsere Wünsche von vorher in die Tat umzusetzen. Das ist zum Teil ziemlich schwierig, besonders, wenn jemand z.B. gerne Inliner gefahren wäre.

Im Anschluss besprechen wir unsere Durchführungsversuche. Die meisten haben sich im Konfliktfall mit einem Mehrheitsbeschluss geholfen. Herr Stenull präsentiert uns einen Ablauf, wie man zu einer besseren Einigung hätte kommen können:

1. Prüfung des Konflikts
Sind mehrere Dinge gleichzeitig möglich? (z.B. lesend an die frische Luft zu gehen)
2. Möglichkeit zu einem Kompromiss
Kann man teilen oder z.B. zeitlich staffeln, sich also abwechseln?
3. Veränderung der Situation
Kann man sich in eine andere Konstellation bringen? (z.B. durch Lösen des Fadens. Das haben wir in unserem Fall gar nicht in Erwägung gezogen, weil wir dachten, man dürfe es gar nicht. Herr Stenull nennt es die „Stillschweigende Annahme“)

4. Wenn das alles zu keinem Ergebnis führt, erst dann ist ein Mehrheitsbeschluss sinnvoll!

Am Abend tauschen wir uns über die Projekte an den anderen Schulen aus und stellen fest, dass wir alle verschiedene kreative Projekte im Rahmen der SMV umsetzen. So konnten sich sicher einige von den anderen Projekten inspirieren lassen.

Wir sind alle so begeistert über diese Möglichkeit sich auszutauschen, dass wir uns gleich nach der offiziellen Seminarzeit noch einmal treffen, um weiterreden zu können. Es wurden sogar Wünsche nach einem weiteren Wiedersehen im Rahmen eines Nachtreffens laut!

Am nächsten Morgen machen wir eine weitere etwas größere „Betzavta“-Übung.

Es geht um gerechte Regelsetzung und um die Frustration und Machtlosigkeit, die bei ungerichten Regeln eintritt. Das sieht so aus:

Drei Gruppen (Team Rot, Grün und Blau) stehen um ein großes „Spielfeld“ mit 30 aneinandergereihten Feldern aus Papierbögen mit einem Start und einem Ziel, die es gilt, mit dem Würfel zu überwinden. Davon sind 6 Felder rot eingefärbt. Zur Intensivierung des Wettbewerbsgefühls liegt am Ziel eine große Tafel Schokolade. Und gleich von vornherein die erste Ungerechtigkeit: Die Startpositionen für die menschliche Spielfigur aus der jeweiligen Gruppe wird ausgelost, sodass vom 1., 3. oder 6. Feld gestartet wird. Mein Team Rot zum Beispiel hat somit die Nase vorn. Jedes Mal, wenn eine Gruppe über ein rotes Feld kommt, darf sie eine neue Regel für das Spiel aufstellen - eine absolut beliebige Regel. Auch wenn wir zuerst im Vorteil sind und auch die erste Regel verfassen, halten wir uns damit so zurück, dass wir schnell von Team Blau ein Regelaufstellverbot bekommen und keine Chance mehr haben zu gewinnen, auch wenn wir uns mit Team Grün zusammenschließen und alles mögliche versuchen, um den ungerechten Regeln zu entgehen. Eine Petition hilft nichts, und auch das schlaue Umbenennen in „Team Lila“ hat nur kurzzeitigen Erfolg.

Hier eine kleine (etwas vereinfachte) Auswahl der Regeln gegen Ende des Spiels:

1. Team Grün & Rot dürfen keine Regeln aufstellen
2. Die Würfelzahl der Teams Grün & Rot wird durch 4 geteilt (Kommazahlen abgerundet).
3. Team Blau darf sich eine Augenzahl aussuchen



Fortbildungsreferentin Katharina Hauser (hinten links), Referent des Heinrich-Pesch-Hauses Ludwigshafen und Kai Stenull (hinten rechts) mit 13 Schülersprecherinnen und Schülersprechern der Schulstiftung

Nach dem Spiel vertragen wir uns dann aber doch wieder und die Schokolade wird geteilt... .

Bei der Besprechung wird klar: Der Sinn dieses Spiels ist gerade die Demotivation, die wir alle zur Genüge gespürt haben. Sie soll uns zeigen, wie wichtig es ist, niemandem die Möglichkeit zu nehmen, sich gegen ungerechte Regeln wehren zu können.

Mit einer abschließenden Feedback-Runde, in der eigentlich nur positive Meinungen zu hören sind, ist die Veranstaltung beendet.

Es ist in jedem Fall eine lehrreiche und begeisternde Begegnung gewesen, aus der bleibende Kontakte hervorgegangen sind!

Vierte Schülerakademie des Netzwerks BioEthik

Hirntote Organspender – Entnehmen wir Lebenden Organe?

Außergewöhnliches Thema, großes Interesse: Bei einer Schülerakademie zum Thema Hirntod und Organspende am 9. Mai 2014 in Freiburg haben mehr als 80 Schülerinnen und Schüler der Kursstufe von 11 Stiftungsschulen teilgenommen. „Die Veranstaltung war aus unserer Sicht ein voller Erfolg!“, berichtet Christoph Klüppel von der Schulstiftung der Erzdiözese. Die verwaltet von Freiburg aus 28 Schulen mit 12 500 Jugendlichen – in Freiburg das St. Ursula-Gymnasium und die St. Ursula-Schulen – und hatte zur Veranstaltung eingeladen, genauer ihr „Netzwerk Bioethik“. Das will das gesellschaftliche Bewusstsein für die Relevanz bioethischer Fragen schärfen und vor allem jungen Leuten die Möglichkeit geben, eine eigene Meinung zu entwickeln. Die Schülerinnen und Schüler konnten sich bei der Tagung in der Pädagogischen Hochschule mit Vertretern aus Wissenschaft und Praxis austauschen. Und zum Beispiel aus Sicht der Transplantationsmedizin und der christlichen Ethik diskutieren – über Fragen wie: Was ist Leben? Was ist Tod? Und was dazwischen?

Quelle: Aus: Badische Zeitung vom 21.05.2014, Rubrik: „Das macht Schule!“

Rund 80 Schülerinnen und Schüler der Kursstufe von 11 Stiftungsschulen nahmen an der Veranstaltung in Freiburg teil.



Schüler fragen:

- Sind Organspender die besseren Christen?
- Wie hoch ist die Fehlerquote bei der Hirntoddiagnostik?
- Wer hat eigentlich das Recht, eine Definition für Tod festzulegen?
- Erhöht der Besitz eines Organspendeausweises das Risiko Organspender zu werden?
- Wo ist die Seele, nach dem Hirntod?



Auf dem Abschlusspodium (v. l. nach r.):
Dr. Verena Wetzstein (Katholische Akademie Freiburg), Benedikt Schmidt (Theologische Fakultät der Universität Freiburg), Christoph Klüppel (Netzwerk BioEthik), Prof. Dr. Klaus Steigleder (Ruhr-Universität Bochum), Joachim Nebel (Netzwerk BioEthik), Nadja Komm (Transplantationsbeauftragte des Universitätsklinikums Heidelberg), Christian Höger (Pädagogische Hochschule Freiburg), nicht im Bild: Dr. Tobias Hack (Theologische Fakultät, Freiburg)



Fotos: Christoph Klüppel



Improvisiert der Veranstaltungshinweis an der PH-Freiburg hochkarätig dagegen die Veranstaltung.

Katharina Hauser / Christoph Klüppel

Die Fortbildungen der Schulstiftung



Die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg steht in einer langen Tradition kirchlichen Engagements für die Bildung und Erziehung von Kindern und Jugendlichen. Ein Baustein dieses Engagements sind die Fortbildungsseminare für die Lehrerinnen und Lehrer der Stiftungsschulen. Diese Angebote sollen die Lehrenden ermutigen und bestärken, ihren Unterricht als ein

an der ganzen Persönlichkeit orientiert ist und so Bildung als „Weltanschauung aus dem Glauben“ ermöglicht.

Die Seminare

- geben Anregungen zur Reflexion der eigenen Unterrichtspraxis an einer katholischen Schule
- zeigen Perspektiven für eine glückende und beglückende Bewältigung des Berufsalltags auf
- geben Anstöße zur Weiterentwicklung der eigenen Schule und ihres christlichen Profils
- vermitteln Konzepte für eine erfolgreiche Bildungs- und Erziehungsarbeit
- stärken die Kompetenzen in den pädagogischen und didaktisch-methodischen Aufgabenfeldern
- fördern die Kommunikation als intensiven persönlichen Austausch zwischen den Lehrkräften der Schulen der Schulstiftung.

Die Fortbildungsseminare der Schulstiftung werden von den beiden Fortbildungsreferenten der Schulstiftung konzipiert. Die Fortbildungsreferenten sind Kolleginnen und Kollegen an den Stiftungsschulen, derzeit sind es Katharina Hauser (Kolleg St. Sebastian Stegen) und Christoph Klüppel (St. Ursula Gymnasium Freiburg).

Bei der Planung der Seminare werden thematische Wünsche und methodische Anregungen aus dem Kreis der Teilnehmerinnen und Teilnehmer gerne aufgenommen.

Für die Teilnahme an den Seminaren entstehen keine Kosten. Die Reise-, Übernachtungs- und

Verpflegungskosten werden von der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg übernommen.

Ankündigung der Fortbildungen

Die Vorankündigungen zum aktuellen Fortbildungsangebot für das kommende Schulhalbjahr finden Interessierte auf dem Fortbildungs-Plakat, das jeweils im September und Februar die Schulen erreicht. Außerdem werden die Ankündigungen der Seminare auf der Homepage der Schulstiftung und im aktuellen FORUM-Schulstiftung veröffentlicht.

Anmeldung zu Fortbildungen

Die Ausschreibung und Einladung zu den Veranstaltungen gehen schriftlich ca. vier Wochen vor Seminartermin an die Schulen, außerdem erhält jede Kollegin/jeder Kollege zusätzlich eine E-Mail mit allen Informationen.

Die Anmeldung erfolgt nach Genehmigung durch die Schulleitung über ein beigefügtes Anmeldeformular.

FORTBILDUNGEN IM ERSTEN HALBJAHR DES SCHULJAHRES 2014/15:

6. bis 8. Oktober 2014

In neuen schulischen Gewässern: Mich orientieren und die Segel setzen

Fortbildungsseminar für neu eingestellte Kolleginnen und Kollegen an den Katholischen Freien Schulen der Erzdiözese Freiburg

Referent: Dr. Klaus Ritter, Diplomtheologe und Lehrbeauftragter für Themenzentrierte Interaktion (RCI),

Die Einladung zu diesem Seminar erfolgt persönlich über die Schulstiftung.

6./7. November 2014

„Ich habe das gar nicht mitgekriegt!“

Mobbing frühzeitig erkennen und begegnen.

Tagungsort: Geistliches Zentrum St. Peter

Referentin: Eva Blum, Mitautorin des Buches „Der Klassenrat“ sowie Kommunikations- und Konflikttrainerin, Supervisorin und Coach, Fachberaterin für systemische Mobbingintervention und -prävention

12./13. November 2014

Präsentieren in der Schule vermitteln – üben – bewerten

Praktische, fächerübergreifende Übungen sollen einen persönlichen Zugang zu Rede- und Präsentationstechniken eröffnen. Im Mittelpunkt steht: Wie kann ich Schülerinnen

und Schülern praktische Anleitung und hilfreiches Feedback geben? Ein weiteres Ziel ist mehr Sicherheit beim Bewerten von Präsentationen. Eine Vertiefung in Workshops nach Wahl ist geplant. Die Teilnehmeranzahl ist begrenzt.

Tagungsort: Geistliches Zentrum St. Peter

Referenten: StD Dr. Volker Herrmann, Netzwerk für praktische Rhetorik (am RPF)

Marcel Hinderer, Diplompädagoge und Sprecherzieher, Dozent an der Pädagogischen Hochschule Freiburg

13./14. November 2014

„Präsentieren und Argumentieren“.

Fortbildung für Schülerinnen und Schüler der SMV.

Tagungsort: Heinrich Pesch Haus Ludwigshafen

Referent: Kai Stenull (Bildungsreferent)

27./28. November 2014

Mit Reframing zu neuen Wegen im pädagogischen Alltag

In der Arbeit mit Schülerinnen und Schülern werden Lehrkräfte immer wieder mit problematischen Schulalltagssituationen konfrontiert. „Reframing“ heißt „Umdeuten“ und meint einen systematisch-konstruktivistischen Ansatz, der in mehreren Schritten dazu anleitet, das wahrgenommene Problem in einen anderen Bedeutungsrahmen zu stellen. Das Ergebnis sind ungewöhnliche Strategien und Lösungen, die Lehrerinnen und Lehrern neue Motivation und neue Wege eröffnen.

Tagungsort: Geistliches Zentrum St. Peter

Referent: Hansueli Weber, Systemischer Berater und Coach, Supervisor, Schulleiter

1./2. Dezember 2014

Schulentwicklung an Stiftungsschulen (Süd)

Arbeiten in und mit Steuergruppen

Orientiert an den Bedürfnissen der teilnehmenden Gruppen sollen Möglichkeiten aufgezeigt und Fertigkeiten vermittelt werden. Eingeladen sind aktive Mitglieder einer bestehenden oder neu eingerichteten Steuergruppe. Auch dem Austausch innerhalb der Gruppe wird Raum gegeben. Aufteilung in eine Nord- bzw. eine Süd-Fortbildung; zweiter Termin (Nord) am 5./6. Februar 2015 in Rastatt.

Tagungsort: Geistliches Zentrum St. Peter

Referent: Karlheinz Schülin, Berater für Schul- und Unterrichtsentwicklung, Green-Trainer Kooperatives Lernen

Autorinnen und Autoren von FORUM Schulstiftung 60

Bauer, Joachim – Univ.-Prof. Dr. med. Internist und Facharzt für Psychosomatische Medizin, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie am Universitätsklinikum Freiburg

Brohm, Michaela, Prof. Dr. – Professorin für Empirische Lehr-Lern-Forschung und Didaktik im Fach Bildungswissenschaften an der Universität Trier

Eberl, Ulrich, Dr. – Wissenschaftsautor, Zukunftsforscher, Leiter der Innovationskommunikation der Siemens AG

Endres, Wolfgang – Referent in der Lehrerfortbildung, Mitbegründer und Koordinator des Beltz-Forums, Leiter des Studienhauses am Dom, St. Blasien

Hartmann, Rebecca, Schülerin J2, Mitglied des Organisationsteams des Konzerts „Brücken“ an der Heimschule Lender Sasbach

Herberger, Vera – IN VIA Sozialpädagogische Beratung am St. Paulusheim Bruchsal

Hiller SAC, Ottmar – St. Paulsheim Bruchsal

Jakobs, Maria, Dr. – Stellvertreterin des Direktors am Institut für Religionspädagogik der Erzdiözese Freiburg

Jacobs, Joshua – Schülersprecher an der Klosterschule vom Hl. Grab Baden-Baden

Just, Anja – Schülerin Klasse 9, Mitglied des Organisationsteams des Konzerts „Brücken“ an der Heimschule Lender Sasbach

Keck, Fridolin, Dr. – Generalvikar und Vorsitzender des Stiftungsrats der Schulstiftung

Kramer, Martin – Theaterpädagoge, Dozent für handlungsorientierte Didaktik, Theater- und Gymnasiallehre

Küchle, Matthias – OSiR (katholische Religion, Geschichte) – Heimschule St. Landolin Ettenheim

Langer, Silvia – OSiR (Biologie, katholische Religion) – Kolleg St. Sebastian

Leide, Jürgen - Pädagogischer Leiter am St. Benno Gymnasium Dresden

Mertes SJ, Klaus, Direktor Kolleg St. Blasien

Plath, Maike – Lehrerin für Darstellendes Spiel, Deutsch und Musik in der Sekundarstufe, Vorstandmitglied des Bundesverbandes Theater in Schulen, Jurorin für das Theatertreffen der Jugend Berlin, Referentin am Berlin-Brandenburger Landesinstitut für Schule (LISUM)

Reich, Steffen – Schulseelsorger an der Heimschule St. Landolin Ettenheim

Rosa, Hartmut, Prof. Dr. – Professor für Allgemeine und Theoretische Soziologie und Sprecher der Kollegforschergruppe 1642 „Postwachstumsgesellschaften“ an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena

Scherer, Dietfried – Direktor der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg

Schott, Beate – OSiR (katholische Religion, Geschichte) – St. Paulusheim Bruchsal

Wanders, Sibylle – Pädagogische Leitung „Gewaltfrei lernen“

von Wartenberg, Marion – Staatssekretärin im Ministerium für Kultur, Jugend und Sport Baden-Württemberg

Wellensiek, Sylvia Kéré – Dipl.-Ing. Innenarchitektur, Trainerin, Therapeutin (Physio- und Psychotherapie nach HPG), Coach, Leiterin eines Trainings- und Ausbildungsinstituts am Starnberger See

Winter, Reinhard, Dr. – Diplompädagoge in der Leitung des Sozialwissenschaftlichen Instituts Tübingen

Wolff, Thomas – Journalist, Gründer des Kinderbuchverlags Wolff Ffm

Zollitsch, Robert, Dr. – Erzbischof, Apostolischer Administrator der Erzdiözese Freiburg

IMPRESSUM

ISSN 1611-342x

FORUM Schulstiftung.
Zeitschrift für die katholischen freien Schulen der
Erzdiözese Freiburg
23. Jahrgang

Redaktion:

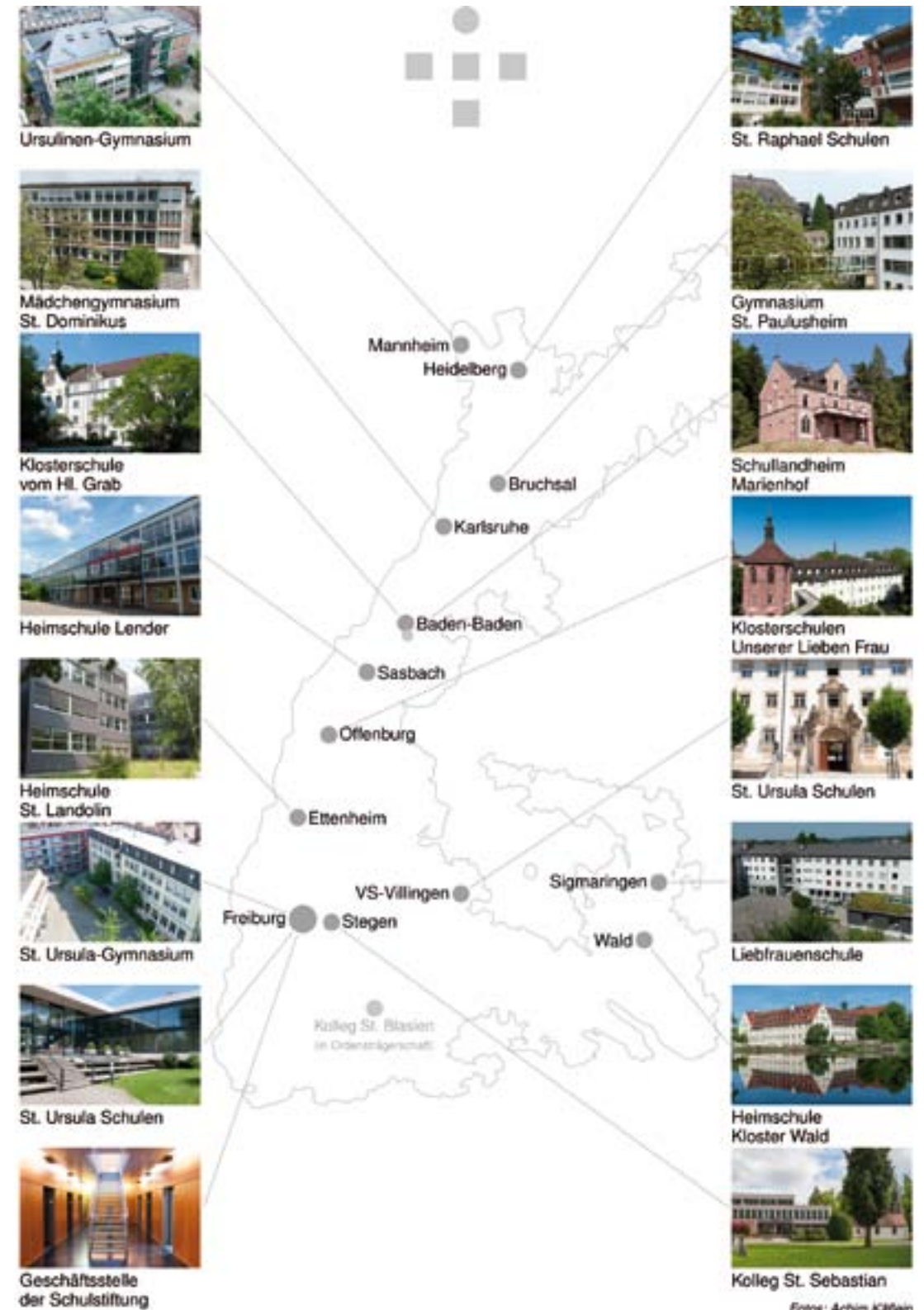
Studienrätin Jennifer Besinger (Schriftleitung)
Dietfried Scherer, Direktor der Schulstiftung
Ralph Schwörer, Stellvertretender Direktor der Schulstiftung
Studienrätin Katharina Hauser, Fortbildungsreferentin der Schulstiftung
Studienrat Christoph Klüppel, Fortbildungsreferent der Schulstiftung

Postanschrift:

Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg, Münzgasse 1, 79098 Freiburg i. Br.
Telefon: 0761 2188-564, Fax: 0761 2188-556
E-mail: sekretariat@schulstiftung-freiburg.de
Internet: www.schulstiftung-freiburg.de

Layout: www.christopheberle.de, Freiburg
Umschlag: Achim Käflein, Freiburg
Druck: Franz Weis GmbH, Freiburg

Sofern nicht anders ausgewiesen, stammen die Abbildungen aus dem Bereich der Schulstiftung. Die Fotodokumentation der Jubiläumsfeierlichkeiten wurde erstellt von Achim Käflein.



Fotos: Achim Käflein